f.

L. lat. f.
262 c

<36636577400019

<36636577400019

Bayer. Staatsbibliothek

Von den Ursachen der Allgemeinheit der Französischen Sprache, und der wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft.

Eine Preisschrift

von

Johann Christoph Schwab,
Professor der Philosophie an der Herzoglichen Hohen Carlsschule zu Stuttgart,

welche
von der Königlichen Akademie der Wissenschaften
zu Berlin den 3 Jun. 1784.
ist gekrönt worden.

Neue, vermehrte und verbesserte Ausgabe.

Tübingen,
bey Jacob Friederich Heerbrandt,
1785.

Sinnspruch.

Gallis ingenium, Gallis dedit ore rotundo
Musa loqui.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Drukfehler.

S. 13. l. 22. statt Pfäffel lese man Schöpflin

S. 165. l. 16. — siegreichere —— siegreiche

S. 210. l. 14. — sagacions —— sagacious.

Vorrede.

Als ich mich entschloß, die von der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin für das Jahr 1784 aufgegebene Preisfrage von den Ursachen der Allgemeinheit der Französischen Sprache, von ihrem Verdienst, und von der künftigen Dauer ihrer Herrschaft, zu beantworten; so nahm ich mir zugleich vor, so unpartheyisch und wahr zu seyn, als mir möglich wäre, und mein Urtheil nur auf die deutlichsten Einsichten zu gründen. Diesem Vorsatz, dem ich durchgängig getreu zu bleiben mich bemüht habe, schreibe ich größtentheils den Beyfall zu, womit die erlauchte Akademie meine Abhandlung gekrönt hat.

Aber nie habe ich mehr gefühlt, wie schwehr es ist, überall wahr zu seyn, als bey einer Materie, die so viel Sprachkenntniß, eine so mannichfaltige Bekanntschaft mit der gelehrten und politischen Geschichte, und überhaupt so viel Lit-

teratur erfodert. Nicht die Erfindung der Hauptursachen, woraus die große Ausbreitung der Französischen Sprache begreiflich wird, auch nicht die Zusammenkettung der Begriffe, um aus jenen Ursachen das historische Phänomen zu erklären, sondern die Erörterung gewißer mit meinem Sujet genau zusammenhängender Puncte, und die Erhärtung vieler Behauptungen, die, obschon im Vorbeygehen gemacht, doch bewiesen seyn wollten, haben mich am meisten Mühe gekostet. Für diesen Theil meiner Schrift werden mir die wenigsten meiner Leser Dank wissen, weil er der unscheinbarste ist.

Ich habe fast überall, wo ich mich auf Zeugnisse und Stellen aus alten und neuern Autoren berufe, die Citationen beygefügt; nicht um mir ein gelehrtes Ansehen zu geben, sondern weil ich dieß für die Pflicht eines Schriftstellers halte, der mehr unterrichten und überzeugen, als unterhalten will. Ehmals überschwemmte man die Abhandlungen mit Citationen; aber nun fängt man an, in den entgegengesetzten Fehler zu fallen. Ich wenigstens komme bey Lesung Deutscher Abhandlungen häufig in den Fall zu wünschen, daß doch der Verfasser citirt hätte, damit

ich

ich nachschlagen könnte. Diese Mode, nicht mehr zu citiren, hat meistens ihren Grund in der Unwissenheit und Bequemlichkeit der Schriftsteller: vielleicht ist sie auch, wie andere Moden, von den Franzosen zu uns gekommen; denn nur zu oft werden die Fehler dieser Nation in Deutschland nachgeahmt, während daß ihr Gutes verkannt, herabgewürdiget und zurückgestoßen wird. —— Indessen weiß ich wohl, daß es einem Schriftsteller oft unmöglich ist, die Quellen anzuführen. Ich habe es selbst nicht allezeit thun können, so gern ich auch gewollt hätte. In diesem Fall aber sollte man wenigstens, so viel es immer möglich ist, Schriftsteller anführen, die mit den Quellen gleiche Auctorität haben, besonders wenn es wichtige Puncte betrifft.

Nicht alle, meiner Abhandlung beygefügte Anmerkungen sind Beweise: viele davon sind bloße Erläuterungen: einige sind beynahe nichts anders als gelegenheitliche Digressionen, bestimmt, die Wißbegierde des Lesers auf eine nützliche und unterhaltende Art zu befriedigen. Dieß letztere schien mir in einer Schrift, die so viel trockenes enthält und enthalten mußte, nicht zwecklos zu seyn. Auch meiner Laune habe ich

mich hie und da, jedoch wie ich glaube, mit Mäßigung überlassen.

Lobs und Tadels ist viel in meiner Schrift. Dieß konnte nicht wohl anders seyn, da es die Preisaufgabe mit sich brachte, die Vollkommenheiten und Mängel der Nationen auszuheben, und gegen einander abzuwägen. Ich kann mich hie und da geirrt haben: aber der ganze Ton meiner Abhandlung muß mich gegen den Vorwurf schützen, daß ich der Französischen Nation habe schmeicheln, und irgend eine andere herabwürdigen wollen. Ich habe eben so wie ein anderer, gewisse National-Vorurtheile von meiner Kindheit an eingesogen; aber wer nicht im Stand ist, in der Stunde der Ueberlegung über diese Vorurtheile zu siegen, hat es in der Philosophie noch nicht weit gebracht. Man verzeyht es etwa einem epigrammatischen Dichter, wenn er um eines witzigen Gedankens willen, von einer ganzen cultivirten Nation verächtlich spricht: allein die Königliche Akademie zu Berlin verlangte keine Epigramme, sondern Wahrheit und Gründe!

Man würde mir sehr Unrecht thun, wenn man aus den Lobsprüchen, die ich dem Französischen

schen Geschmack ertheilt habe, den Schluß zöge, daß ich ihn den Deutschen als Muster und zur Nachahmung darstelle. Der Geschmack einer Nation ist das Resultat von zu vielen äußern und besonders Local-Ursachen, als daß er gerade der Geschmack einer andern seyn könnte. Aber so sehr es der Natur zuwider wäre, wenn wir an den Ufern des Rheins und des Neckars Französische Weine ziehen wollten, so ungereimt wäre es, wenn man es einem Deutschen verübelte, daß ihm die Weine von der Marne und Saone schmecken, und von ihm verlangte, nur den Rheinwein gut zu finden. Diese zwey ganz verschiedenen Dinge vermengen diejenigen oft, die glauben, uns nicht besser zur Originalität anspornen zu können, als wenn sie uns die Französischen Producte zu verleyden suchen. Nach meinen Begriffen hat der Geschmack, wie die Schönheit des menschlichen Körpers, einen gewissen Spielraum, innerhalb dessen er sich bewegen kann, ohne die äußersten Gränzen zu berühren, wo man mit einer Art von Evidenz sagen kann, daß er schlecht ist. Man nehme nur die Griechen und Römer. Man wird in dem Geschmack dieser zwey Nationen einen merklichen Unterschied finden, wenn man auch nicht vermögend ist, sich ihn deutlich anzugeben.

Cicero ist nicht Demosthen, und Virgil nicht Homer. Aber diese Schriftsteller sind doch in den Hauptzügen einander ähnlich; sie können alle noch gleichsam zu Einer Gattung gerechnet werden (*). In der That muß es bey aller Verschiedenheit der Nationen, doch einen allgemeinen Geschmack geben, weil es eine allgemeine menschliche Natur giebt.

„Alle Franzosen sehen einander gleich; und wer ein halb Dutzend von ihnen gesehen hat, hat sie alle gesehen„. Man hat diesen Ausspruch dem sonderbaren Bürger von Genf nachgesagt, (denn was hat man ihm nicht nachgesagt?) —— und diese Aehnlichkeit, oder wie man es nennet, Einförmigkeit, auch auf die Schriftsteller der Franzosen, besonders auf ihre Dichter und Redner ausgedehnt. In einem unserer besten Journale las ich ohnelängst: „alle Französischen Schriftsteller haben einerley Ton„. Es ist wahr, so sehr stechen diese Schriftsteller nicht gegen einander ab, als Rousseau gegen sie alle, und als die Affen des Rousseau sich bemühen, gegen

(*) „Nec refert (sagt Quintilian de caussis corrupt. eloq.) quod inter se specie differant, cum genere consentiant„.

gegen sie abzustechen. Allein wie sehr ist doch Fenelon von Bossuet, d'Alembert von Diderot, Voltaire von Büffon, de la Harpe von Thomas unterschieden, auch wenn sie einerley Materie behandeln! Wer das nicht fühlt, dem spreche ich hinlängliche Kenntniß der Sprache, oder das Gefühl der feinern charakteristischen Züge ab. Und doch tragen alle diese Schriftsteller die Fesseln ihrer Sprache und ihrer National-Convenienz, die sie nicht abschütteln dürfen: ein augenscheinlicher Beweis, daß man originel seyn kann, ohne die Sprache willkührlich zu behandeln, und ohne sich über alle Regeln des Wohlstandes hinauszusetzen. —— „Ein jeder guter Dichter ist originel„, erinnere ich mich aus dem Munde eines der vortrefflichsten Männer meines Vaterlandes gehört zu haben: ein Satz, der vielleicht wahrer ist als der umgekehrte, und gewiß nicht so leicht zu Misverständnissen Anlaß giebt. Haller und Gellert sind originelle Dichter, weil sie ihren Charakter haben, der sie von allen Lehr- und Fabel-Dichtern unter den Römern, Engländern und Franzosen unterscheidet; und Pope ist nach meinem Urtheil origineller als Young, weil es mehr eigenthümliches im Genie erfoderte, Wahrheiten, die noch von kei-

nem Dichter, und nur von wenigen Philosophen bearbeitet waren, poetisch vorzutragen, und den Tiefsinn mit der Imagination zu paaren, als größtentheils bekannte Wahrheiten aus der Sittenlehre und Religion in Bilder einzuhüllen, wovon die erhabensten aus dem Seneka und andern alten Schriftstellern entlehnt sind. —

Man würde mir noch mehr Unrecht thun, wenn man mich beschuldigte, daß ich den ganzen Charakter der Franzosen uns Deutschen zum Muster vorstelle. Davor behüte mich der Himmel! Eine Nation, die sich vorsetzte, sich ganz nach einer andern zu bilden, würde eben dadurch gar keinen, oder einen sehr schiefen Charakter bekommen. Rousseau sagt irgendwo, Peter der Große habe sich bemüht, aus seiner Nation Deutsche zu machen; und er hätte Russen aus ihr machen sollen. Hierin ist viel wahres. Eine Nation kann nur durch Ausbildung und Vervollkommnung ihrer National-Anlagen, die ohne Zweiffel größtentheils in dem Klima ihres Landes und in ihrer Regierungs-Form gegründet sind, zu einer wahren und dauerhaften Cultur gelangen. Aber eben so gewiß ist es, daß keine Nation vollkommener werden kann, wenn nicht ihre

Roheit abgeschliffen, ihre Empfindungen verfeinert, ihr Verstand aufgehellt, und ihre Vorurtheile zerstreut werden. Cicero blieb immer Römer, in seinem Charakter sowohl als in seinen Schriften, ob er gleich so lange die Atheniensische Luft geathmet hatte: aber wer wollte zweiffeln, daß er nicht in dem Umgang der Griechen einen Theil jener Urbanität angenommen, die ihn zu einem der liebenswürdigsten Männer in Rom machte? Es geht mit dem Mann von glücklichen und bestimmten Anlagen, wie mit einer Pflanze, die aus dem Boden, wo sie steht, nur die für ihre Organisation schicklichen Säfte zieht, und sie ihrer Substanz verähnlichet.

Ich kehre wieder zu meiner Abhandlung zurück. —— Eben die Unpartheylichkeit, mit der ich mich bemüht habe, gewisse Grundzüge der Nationen und ihrer Litteratur zu entwerfen, habe ich auch in der Beurtheilung einzelner Schriftsteller und Personen zu beobachten mich beflissen; das ist, ich habe mein Urtheil allezeit durch meine besten Einsichten bestimmt. Ich habe nicht das Glück, die noch lebenden berühmten Schriftsteller unserer Nation, die ich gelobt habe, zu kennen, noch in irgend einer Verbindung mit ihnen

nen zu stehen: aber mein Süjet führte mich auf sie; und ich habe eigentlich nicht ihnen, sondern dem Geschmack geopfert. —— Wie oft bot sich mir das Lob des Einzigen Monarchen dar; und wie oft begnügte ich mich mit der stillen, in meiner Seele verschlossenen Bewunderung Desselben! Selbst da, wo Sein Name vorkommt, wird man, denke ich, finden, daß ich jedesmal nur das von Ihm gesagt habe, worauf mich die natürliche Verbindung meiner Ideen führte. —— Das Lob der Glieder der erlauchten Akademie, von denen das Schicksal meiner Schrift abhing, verbot ich mir gänzlich, so sehr mich auch die Hochachtung gegen sie, wovon ich durchdrungen bin, und die Gelegenheiten dazu auffoderten, weil ich sogar den Schein fürchtete, meine Richter bestechen zu wollen.

Wenn ein Autor in seinem Lob unpartheyisch ist, so darf man ihm auch Unpartheylichkeit in seinem Tadel zutrauen. Kein vernünftiger Mann wird es mir verdenken, daß ich die Fehler unserer schönen Litteratur, die oft bis zu Thorheiten gehen, hie und da in etwas starken Ausdrücken gerügt habe: diese Ausdrücke waren eine Art von Rückwirkung gegen den äußerst widrigen

Eindruck, den einige Deutsche Producte auf mich gemacht hatten. Ich habe bereits in meiner Abhandlung einige herrschende Fehler unserer Litteratur nahmhaft gemacht; aber in dem 114ten Brief des Seneca werden meine Leser ihrer mehrere finden, die ich nicht angezeigt habe; ich kann mich nicht enthalten, ihnen einige Stellen daraus herzusetzen: „Nonne oratio ejus (Mæcenatis) æque *soluta* est, quam ipse *discinctus*? non tam *insignita* illius verba sunt, quam cultus, quam comitatus, quam domus, quam uxor?„ — Videbis eloquentiam ebrii hominis *involutam* et *errantem* et *licentiæ plenam*. — Hæc verba *tam improbe structa*, tam *negligenter* abjecta, tam *contra consuetudinem omnium* posita, ostendunt, *mores* quoque non minus *novos* et *pravos* et *singulares* fuisse. — Cum adsuevit animus fastidire, quæ ex more sunt, et illi pro sordidis solita sunt; etiam in oratione quod novum est, quærit: et modo *antiqua verba* atque *exoleta* revocat et profert; modo fingit et ignota deflectit; modo id quod *nuper increbuit*, pro cultu habetur; *audax* translatio ac *frequens*. — Mirari quidem non debes, corrupta excipi non tantum a corona

sordi-

sordidiore, sed ab hac *turba* quoque *cultiore; togis* enim inter se isti, non *judiciis* distant. —— Multi ex *alieno seculo* petunt verba: duodecim tabulas loquuntur: Gracchus illis et Crassus et Curio nimis culti et recentes sunt; ad Appium usque et ad Coruncanum redeunt. Quidam contra, dum nihil nisi tritum et usitatum volunt, in *sordes* incidunt. —— Hæc vitia *unus aliquis* inducit, *sub quo* tunc eloquentia est; ceteri imitantur, et alter alteri tradunt. —— Quæ apud Sallustium rara fuerunt, apud hunc crebra sunt et pene continua; nec sine causa, ille enim in hæc *incidebat*, at hic illa *quærebat*. —— Volunt vel reprehendi, *dum conspici*. Doch jener Brief, woraus man sieht, daß der schlimme Geschmack zu allen Zeiten einerley Symptome hat, verdient ganz gelesen zu werden. —— Was könnten wir Deutsche mit den Anlagen, die wir von der gütigen Natur empfangen haben; mit unserm gesunden Menschenverstand, mit unserer ernsten und forschenden Vernunft, mit unserm ausdauernden Fleiß und unserer Lernbegierde, mit unserer Stärke im Charakter so wohl als im Körper, und endlich mit unserer Gutmüthigkeit, für eine vollkommene

Nation

Nation werden, wenn wir nicht bloß diese oder jene Anlage allein bearbeiten, und sie zum Nachtheil der übrigen übertreiben, sondern sie alle verhältnißmäßig ausbilden, und so zu einem Charakter vereinigen wollten!

Ich habe bey Aufdeckung der Fehler unserer Litteratur, niemand genannt: aber da, wo ich berühmten Schriftstellern in einzelnen Puncten widerspreche, habe ich ihre Namen beygefügt. Der Grund dieses verschiedenen Verfahrens läßt sich leicht errathen. Männer von entschiedenem Ruhm, wie von entschiedenem Verdienst, werden durch Widersprüche, die doch meistens nur einzelne Meynungen und Puncte betreffen, wenn sie mit der ihnen schuldigen Achtung gemacht werden, nicht leicht beleydiget. Auch kann ein solcher Widerspruch zu einem freundschaftlichen Streit, und dadurch zu Aufklärung gewisser, bisher nicht genug ins Licht gesetzten Materien Anlaß geben. Die Wahrheit gewinnt also immer dabey.

Ueberhaupt wünschte ich, von Männern, die in gewissen Fächern der Litteratur besser bewandert sind als ich, hie und da Ergänzungen,

Berich-

Berichtigungen, Verbesserungen zu erhalten. Die Menge der Gegenstände, auf die ich mich habe einlassen müßen, ist zu groß, als daß ich mir schmeicheln sollte, mich nirgends geirrt zu haben. Auch die Neuheit einiger Untersuchungen, die ich angestellt, kann Anlaß zu Fehlern gegeben haben. Ich erinnere mich z. B. nicht, daß die Frage: „welche von den heutigen lebenden Sprachen war in dem mittlern Zeitalter die ausgebreitetste unter den Europäischen Nationen„? jemals ist aufgeworfen worden. Ich wünschte, daß meine Meynung hierüber, die ich durch Gründe und Zeugnisse wahrscheinlich gemacht zu haben glaube, geprüft würde. Eine andere Frage wäre diese: Ist in dem sechzehnten Jahrhundert das Italiänische, und dann das Spanische wirklich ausgebreiteter gewesen als das Französische? Ich bin zur Bejahung dieser Frage hauptsächlich durch Zeugnisse bewogen worden: auch hat diese Meynung sehr gute Gründe für sich. Demohngeachtet sehe ich noch eine Möglichkeit, daß das Französische schon im 16ten Jahrhundert die ausgebreitetste Sprache unter den Europäischen Nationen war; daß es wenigstens am häufigsten von den Fremden gesprochen wurde. Ließe sich

dieses beweisen, so könnte man sagen, daß das Französische von den ältesten Zeiten her, neben oder nächst dem lateinischen, die Universalsprache in Europa gewesen ist. (*)

Ich wünschte ferner, daß das, was ich über die Festsetzung und Fixierung der Sprache gesagt habe, von Männern, die den Einfluß der Sprache in die Wissenschaften und in den ganzen Gang der menschlichen Angelegenheiten kennen, geprüft und beherziget würde. Frankreich hat nach meinem Urtheil ungemein viel durch Festsetzung

(*) Conrad Celtes, ein Schriftsteller, der gegen das Ende des 15ten Jahrhunderts lebte, sagt in seiner Beschreibung der Stadt Nürnberg, von den Deutschen Fürsten seiner Zeit: „qui ut jam in multis aliis à prisca Germanorum virtute desciverunt, ita quoque nedum à patrum suorum, verum etiam à patriæ moribus degeneraverunt, *linguamque novam* vestemque sequuntur.„ Herr Schmidt sagt in seiner Geschichte der Deutschen (VII. B. 37. C.) bey dieser Stelle: „die Sprache ist offenbar die Französische, die Kleidung aber auch von andern Nationen entlehnt„. Für die erste Behauptung wünschte ich des gelehrten Mannes Gründe zu wissen.

setzung seiner Sprache, besonders in politischen Rücksichten gewonnen. —— Solche Fesseln kann sich nun freylich unsere Sprache nicht anlegen lassen: aber es könnte doch etwas ähnliches bis auf einen gewissen Punct geschehen, und es wäre gut, wenn es geschähe. In dem oben berührten Journal heißt es, „daß durch eine solche Festsetzung der Sprache der immer rege Fortschritt der Cultur gehemmt werde„. Das wäre freylich sehr schlimm. Aber der Verfasser erlaube mir hiebey, (denn es ist hier der Ort nicht, diese wichtige Materie abzuhandeln;) nur folgende Fragen: war denn die lateinische Sprache zur Zeit des Cicero, (der nur durch die äußerste Noth gedrungen, ein neues Wort machte,) nicht fixiert? und wären die Römer in dem Fortschritte der Cultur gehemmt worden, wenn sie fixiert geblieben wäre? —— Ist denn wirklich der Fortschritt der Cultur bey den Franzosen gehemmt? und wenn er gehemmt ist, oder wenn gar die Cultur bey ihnen eine schiefe Wendung nimmt, würde es nicht noch schlimmer bey ihnen stehen, wenn sie aus ihrer Sprache machen könnten, was sie wollten? —— Ist nicht selbst bey ihnen die Neuerungssucht in der Sprache, die die Akademie nicht ganz hindern kann, eine der Ursachen, warum

rum sie so wenig correcte, und überhaupt so wenig gute Schriftsteller mehr haben? —— Kann eine Nation in der Cultur nicht immer noch fortschreiten, wenn sie gleich keine große Redner und Dichter mehr hat? Muß sie nicht aufhören, sie zu haben? —— Was wird unsere Religion, unsere Sittenlehre, unsere Gesetzgebung, unsere Physik, und, (daß ich ja den Hauptpunct nicht vergesse, um den sich itzo die Europäische Staatskunst dreht!) was wird unser Handel dabey verlieren, wenn wir nicht so viel neue Wörter, so gezwungene Ableitungen, so ungeheure Zusammensetzungen, und so gesuchte Wendungen mehr machen? —— Man sieht leicht, daß diese und andere Fragen vorher beantwortet seyn müßen, ehe man den obigen Ausspruch mit Zuversicht thun kann. Ich meines Orts bin überzeugt, daß je mehr man seiner Sprache mächtig ist, desto weniger hat man nöthig, neue Wörter zu machen; und daß ein Schriftsteller, der sich das Ansehen giebt, als könnte er für seine neue Ideen nicht genug Zeichen auftreiben, im Grunde nur seine Dürftigkeit zu verbergen sucht. ——

Von der äußerlichen Einrichtung meiner Schrift habe ich noch ein Wort zu sagen. Die

Anmerkungen konnten bey einer Abhandlung, deren Sûjet in so viele Fächer der Litteratur eingreift, nicht anders als zahlreich, und oft von einer beträchtlichen Länge seyn. Ich habe sie daher, um den Leser nicht zu zerstreuen, von dem Texte abgesondert. Dieß mußte ich um so mehr thun, da sie seit dem Ausspruch der Akademie um ein beträchtliches vermehrt worden sind, während daß der Text nur geringe und unwesentliche Zusätze bekam. Nur bloße Citationen, ganz kurze, oder, wenn sie von einiger Länge sind, nur solche Anmerkungen, die sich füglich mit der abgehandelten Materie lesen lassen, habe ich unter den Text selbst gesetzt. Die neu-hinzugekommenen habe ich mit dem Zeichen (†) bezeichnet.

Endlich bleibt mir noch übrig, die Männer mit Dankbarkeit zu nennen, die zu größerer Vollkommenheit meines Werkes etwas beygetragen haben. Wem ich die sehr curiöse Stelle aus dem Isländischen Königs-Spiegel zu danken habe, sage ich in der Anmerkung, wo sie steht. Ich habe diese Stelle in der Folge zufälliger Weise in einer Abhandlung gefunden, die in Herrn Schlözers Nordischen Geschichte sich befindet,

wo

wo aber das Voelsko in einer Parenthese, (jedoch ohne Beyfügung eines Grundes,) durch das Italiänische erkläret wird. — Die vier Stellen aus dem *Chron. Abb. Ursperg.* aus Leibnitzens *Introd. in Tom. II. Script. Brunsw.* aus der *Chronica Slavorum*, und aus des *Benevenutus de Imola* Commentar über den Dante, hat H. Petersen, Herzoglicher Unterbibliothekar allhier die Gefälligkeit gehabt mir mitzutheilen. Die zwey letztern scheinen mir deswegen wichtig, weil sie, verbunden mit der Stelle aus dem Isländischen Königs = Spiegel, meine Vermuthung bestätigen, daß diejenige Mundart in Frankreich, die sich nachher zum heutigen Französischen ausbildete, in dem Mittlern Zeitalter am ausgebreitetsten unter den Europäischen Nationen war. — Aber die größte Verbindlichkeit habe ich Seiner Excellenz dem Herzoglich = Wirtembergischen Geheimen Rath und Regierungs = Präsidenten, Freyherrn von Gemmingen; einem Minister, der mit einer seltnen Gelehrsamkeit den richtigsten und feinsten Geschmack verbindet, bey dem aber doch Gelehrsamkeit und Geschmack nur das zweyte Verdienst ist. Nicht nur stand mir Seine Bibliothek zu meinem beliebigen Gebrauche offen; sondern Seinem lehrreichen Um-

gang verdanke ich auch eine der Haupt-Ideen meiner Abhandlung, auf die ich vielleicht allein nicht gerathen wäre. In einer Unterredung, die ich mit Ihm über die vorgegebene Preisfrage hatte, und worin ich Ihm mein Vorhaben und meinen Plan entdeckte, gab Er mir die Herrschaft einer Nation als eine der Hauptursachen von der Ausbreitung ihrer Sprache an. Ich bestritt anfänglich dieses Principium, nicht als wenn ich seinen Einfluß auf Nationen, die in einer politischen Abhängigkeit von der Herrschenden stehen, nicht eingesehen hätte; denn da ist er auffallend genug: sondern aus dem Grund, daß dieß der gegenwärtige Fall nicht wäre. Seine Excellenz beantwortete aber meinen Einwurf auf eine Art, daß ich durch eine kleine Verallgemeinerung dieses Principii seine Anwendbarkeit auf den vorliegenden Fall einsah. Bey weiterm Nachdenken fand ich diese Idee immer richtiger, und mit der Geschichte der Sprachen übereinstimmender; und spann aus derselben den Faden, der durch das ganze Gewebe meiner Abhandlung läuft. —— Um noch manchen Punct der Litteratur aufzuklären und zu berichtigen, habe ich mich oft auf einige Stunden in die Studirstube dieses oder jenes gelehrten Mannes in

Deutsch-

Deutschland versetzt gewünscht; und ich denke, ein jeder Schriftsteller, der je einen weitumfassenden litterarischen Gegenstand, zu welchem so selten die Geduld, und noch seltner die Zeit eines einzigen Menschen hinreicht, bearbeitet hat, wird dieß Bedürfniß gefühlt, und diesen Wunsch gethan haben. Gewiß würden wir durch eine solche Benutzung fremder Kenntnisse vollständigere Werke erhalten, und der durch andere Gelehrte bereicherte Schriftsteller würde immer auf die Erkänntlichkeit des Publicums rechnen können, wenn auch sein persönlicher Ruhm dadurch um etwas sollte vermindert werden; denn was liegt dem Publicum, das nur vollkommene Werke verlangt, an eines Schriftstellers Ruhm?

N. S. Nachdem schon ein guter Theil meiner Abhandlung abgedruckt, und diese Vorrede geschrieben war, bekam ich H. Prof. Eberhards Abhandlung über die Allgemeinheit der Französischen Sprache in seinen vermischten Schrift vom J. 1784 zu Gesicht. Es war in der That kein geringes Vergnügen für mich, als ich fand, daß der Plan dieses tiefsinnigen und gelehrten Mannes vollkommen mit dem meinigen übereinstimmt, und daß wir uns auch bey vielen einzelnen Behauptungen begegnet sind. Da indessen ein jeder von uns seine eigene Art hat, seine Ideen zu entwickeln und darzustellen, auch H.

Prof.

Prof. Eberhard sich nicht in das historische und litterarische Detail eingelassen hat, das den zweyten Theil meines Werkes ausmacht, und woran vielleicht manchem Leser am meisten gelegen ist; so wird, denke ich, meine Abhandlung durch die Seinige nicht überflüssig gemacht.

Noch muß ich bey dieser Gelegenheit dem Publicum sagen, daß in der zu Berlin von meiner Preisschrift im J. 1784 veranstalteten Ausgabe sich wesentliche Druckfehler befinden, die den Sinn sehr entstellen. S. 36. L. 15, und S. 38. Lin. 33, steht Zärtlichkeit anstatt Zierlichkeit; und S. 48. L. 26, wo ich Thoren und Verständige einander entgegensetze, steht Thron statt Thoren. An andern Orten heißt es Politische statt Poetische Meisterstücke; wirkliche statt willkührliche Gewalt; die Aufmerksamkeit sparen statt spannen; wenigstens statt meistens u. s. w. Lauter Fehler, die der Leser, der jene Ausgabe besitzt, die Billigkeit haben wird, mir nicht zuzuschreiben.

Stuttgart, den 20. Dec. 1784.

Beantwortung der ersten Frage.

Was ist es, das die französische Sprache zu einer Universalsprache in Europa gemacht hat?

Erster Abschnitt.

Entwicklung der Hauptursachen, wodurch die Ausbreitung einer Sprache bewirkt wird.

So bald benachbarte Nationen anfangen, in vielseitige und genaue Verbindungen zu treten, so muß, wenn sie kein gemeinschaftliches Communications-Werkzeug haben, eine jede das Bedürfniß fühlen, die Sprache der andern zu lernen. Es muß also zwischen ihren Sprachen eine Art von Concurrenz entstehen: und da es eben so unnöthig als

beschwehrlich seyn würde, daß eine jede die Sprachen aller übrigen lernte; so werden sich bald alle zur Sprache einer einzigen neigen. Hier fragt es sich nun, was den Vorzug dieser Sprache bestimmen wird? — Um diese Frage zu beantworten, werde ich meinen Gegenstand anfangs so einfach darstellen als möglich ist: ich werde die Ursachen, die gemeiniglich beysammen sind, trennen, und eine nach der andern erwägen: ich werde ihre Größe bisweilen auf eine willkührliche Art denken, um ihre Wirkungen desto auffallender zu machen; und ihnen hernach bey der Anwendung, wann Resultate zu ziehen sind, die gehörigen Einschränkungen beyfügen. So hoffe ich, nicht ganz ohne Erfolg das Beyspiel der Naturkündiger nachzuahmen, die, um ein Phänomen zu erklären, es anfänglich aus der wirklichen Welt herausheben, das Wesentliche von dem Zufälligen absondern, den Einfluß einer jeden Hauptursache berechnen, und sich dadurch in den Stand setzen, durch die Zusammenfassung derselben von der Größe der gesammten Wirkung desto richtiger zu urtheilen.

Die

Die Ausbreitung einer Sprache wird durch die Natur dieser Sprache, durch die Qualitäten der Nation, die sie spricht, und durch das politische Verhältniß dieser Nation gegen die übrigen, bestimmt.

Zuvörderst erhellt, daß wenn alles übrige, was hier in Betrachtung kommt, unter den communicirenden Nationen gleich gesetzt wird, die leichtere Sprache wird vorgezogen werden. Aber die Leichtigkeit einer Sprache vor einer andern, muß nicht nach der geringern Anzahl ihrer Wörter geschätzt werden; denn was sind tausend Wörter mehr oder weniger für das menschliche Gedächtniß? Auch würde eine in dieser Rücksicht leichtere Sprache wegen der weit geringern Anzahl von Begriffen, wovon ihre Armuth ein unzweydeutiges Zeichen wäre, so unvollkommen seyn, daß sie mit der reichern schlechterdings nicht concurriren könnte. Die leichtere Aussprache, die aus der schicklichen Abwechslung der Vocalen mit den Consonanten entsteht, muß zwar hier nicht ganz aus der Rechnung gelassen werden; denn offenbar wird bey der Concurrenz die sanftere und mildere Sprache gewinnen, die härtere aber und stoßende in etwas zurück bleiben. Jedoch, da die

Fähigkeit und Beugsamkeit des Sprachorgans, insonderheit bey benachbarten und auf der Stuffenleiter der Cultur nicht weit von einander abstehenden Völkern, auf die hier eigentlich Rücksicht genommen wird, ohngefehr eben dieselbe ist, und überdieß eine jede Sprache ihre Pronunciations-Schwierigkeiten hat; so wird, wenn nur Schwierigkeit nicht Unmöglichkeit wird, dieser Vorzug nicht viel entscheiden.

Aber es giebt eine Verschiedenheit unter den Sprachen, die ihren ganzen Charakter ändert, und die Erlernung derselben in einem hohen Grad erschwehrt oder erleichtert; ich meyne die Verschiedenheit ihrer Wortfügung und ihres Periodenbaus. Einige Grammatiker, die zugleich Philosophen waren, haben in neueren Zeiten behauptet, die natürliche und ordentliche Stellung der Wörter beym Ausdruck unserer Gedanken und Urtheile sey ein Hirngespinnst der alten Grammatiker; es lassen sich davon keine gewisse Regeln geben; eine jede Wortfügung sey natürlich, wenn sie nur ein getreues Gemählde der Empfindungen und Gedanken des Redenden und Schreibenden sey. Allein ich wollte sie fragen, ob es dem, an das ordentliche Denken gewöhnten Geiste nicht natürlicher sey, den Grund vor dem Ge-

grün-

gründeten, die Ursache vor der Wirkung, das Subject vor der Modification, die Handlung vor dem Gegenstand und Ziel, worauf sie sich bezieht, als diese Dinge in umgekehrter Ordnung, oder durch einander geworfen zu denken? Warum in allen uns bekannten Sprachen, welche Casus haben, der Nominativ der meisten Nennwörter keine besondere Beugungssylbe hat? Warum endlich selbst in den Sprachen, wo die Freyheit der Wortfügung am größten ist, die Präpositionen und Bindewörter ihre bestimmte Stellen haben, aus denen sie nur von den Dichtern aus metrischem Bedürfniß gerissen werden? Man wird im Virgil wenig Versetzungen finden, wie in

Vina bonus quæ deinde cadis onerarat Acestes,

(Aeneid. B. 1. v. 199.)

wo das *deinde* in eine Construction geworfen ist, zu der es nicht gehört; und wenn Horaz die vierte Ode des dritten Buches anfängt

Descende coelo et dic age tibia
Regina longum Calliope melos,

so muß auch der Römer bey der ersten Lesung dieser Verse gestutzt haben. Wer wird uns bereden, daß die Trennung und oft merkliche Entfernung des Beyworts und Hauptworts bey den Griechen und Rö-

 mern,

mern, eben so natürlich sey, als die beständige Zusammenstellung dieser Redetheile in unsern lebenden Sprachen; und daß im Anfang der Iliade Ἀχιλῆος eben so ordentlich nach θεα stehe, als es nach μῆνιν stehen würde? Was zusammen gedacht wird, was in der Seele, so zu reden, näher beysammen liegt, das wird auch ordentlicher Weise in der Rede zusammen gestellt, und in nähere Verbindung gebracht. Daß nicht nur die alten Scholiasten, sondern selbst Griechische und Römische Schriftsteller in der Wortfügung eine natürliche Ordnung voraussetzten, läßt sich aus einigen Stellen des Dionysius von Halikarnaß (1) (*) und des Cicero (2) schließen. Man begreift aber ohne mein Erinnern, daß durch die Behauptung, es gebe eine natürliche, und, wie man sie vielleicht am besten nennen könnte, metaphysische Wortfügung, der pathetischen, mahlerischen und euphonischen Ordnung, besonders in den Sprachen, wo sie dem Sinn ohnbeschadet statt haben können, ihre Vorzüge und Schönheiten nicht abgesprochen werden (2).

Eine

(*) Die Zahlen weisen auf die mit den nämlichen Ziffern bezeichneten Anmerkungen, die am Ende der Abhandlung folgen.

Eine Sprache könnte in ihrer Wortfügung von der natürlichen Ordnung abgehen, und übrigens doch einen sehr regelmäßigen und einförmigen Gang haben. Es ließe sich eine Sprache gedenken, wo der Genitiv immer vor dem regierenden Wort, der Accusativ immer vor dem Verbo, wie unter gewissen Umständen im Deutschen, die Präposition immer unmittelbar nach dem Nennwort, wie in der Georgischen Sprache, gesetzt werden müßte. Eine solche Sprache, so sonderbar sie auch wäre, würde doch wegen der Einförmigkeit ihrer Wortfügung leichter zu lernen seyn, als eine andere, wo die Wörter bald vor, bald nach dem regierenden Wort, und zwar nicht willkührlich, oder etwa um des Numerus willen, sondern dem unabänderlichen Genius der Sprache gemäß, gesetzt werden. Diese Bemerkung werde ich weiter unten zu benutzen Gelegenheit haben.

Durch eine solche Regelmäßigkeit in der Wortfügung muß eine Sprache sich bey den Nationen, die in genaue Verbindungen treten wollen, ungemein empfehlen. Sie hat den Vorzug der Klarheit; man kann sie leichter verstehen und leichter lernen. Was liegt den Nationen, die bloß ein schickliches Communications-Organ haben wollen, daran, daß

man in einer andern Sprache zierlichere, dem Ohr mehr schmeichelnde, und besser verwebte Perioden machen kann?

Diese Regelmäßigkeit charakterisirt nicht nur den Geist einer Nation; sie ist zugleich ein Beweis von dem großen Fleisse, den sie auf die Cultur ihrer Sprache gewandt hat. Jedoch kann eine Sprache auch ohne eine solche besondere Regelmäßigkeit einen hohen Grad von Cultur und Verfeinerung haben; und auch alsdann wird sie einer rohen, wenigstens noch nicht ganz gebildeten bey der Concurrenz vorgezogen werden. Das Schwankende einer noch ungebildeten Sprache, und ihr Mangel an Wörtern, besonders an solchen, die zur wechselseitigen Verbindung unter den höhern und mittlern Classen erfodert werden, machen sie zu einem sehr unschicklichen Communications-Organ. Eine jede lebende Sprache ist der Veränderung unterworfen; aber eine Gebildete weit weniger als eine, die sich erst zu bilden anfängt: diese ändert ihre Gestalt von einem Jahrzehend zum andern, so daß der Fremde, der sie in seiner Jugend gelernt hat, befürchten muß, daß man dereinst ihn, und er andere nicht mehr verstehen wird. Da überhaupt bey der ungebildeten

Sprache noch nicht bestimmt ist, was richtig und unrichtig, was gut und schlecht, edel und unedel ist, so wird der Fremde sich gewiß nicht leicht durch die Erlernung derselben in eine beständige Verlegenheit setzen, während daß er die Wahl einer bessern und bestimmtern Sprache hat.

Wie sehr eine geschliffene Sprache einer ungebildeten überlegen ist, davon liefert uns die Geschichte die unleugbarsten Beweise. Die Römer bemühten sich frühzeitig, ihre Sprache in den Provinzen ihres Reiches einzuführen, theils um dieselben desto fester an den Staatskörper zu knüpfen, theils weil sie glaubten, es wäre der Würde und dem Ansehen des herrschenden Volkes nachtheilig, daß darinn eine andere Sprache geredet würde. Sie gaben daher den überwundenen Nationen ihre Gesetze Lateinisch. Sie antworteten den Griechen nicht anders als Lateinisch, und legten ihnen die Verbindlichkeit auf, nicht nur in dem Römischen Senat, sondern selbst in Griechenland und Asien durch Dollmetscher mit ihnen zu reden (*). Demohngeachtet lernten die Griechen nicht Lateinisch, während daß jeder wohlerzogene Römer

(*) *Valer. Max.* L. II. C. 2.

mer sichs zur Ehre rechnete, Griechisch sprechen und schreiben zu können. Cato, der Censor, liebte die Griechen nicht: er schrieb so gar an seinen Sohn nach Athen, er solle sich ja hüten, in ihre Litteratur zu tief einzudringen; alles werde verloren seyn, wenn sie dieselbe einmal nach Rom bringen würden (*). Allein diesen Sohn hatte er doch nach Athen geschickt; und er selbst lernte noch in seinem Alter Griechisch. Selbst zu Cicero's Zeiten wurden nach dessen eigenem Geständniß die Griechischen Schriften überall, die Lateinischen nur an wenigen Orten, und nicht einmal in ganz Italien gelesen (**) Erst unter den Kaysern fieng die Lateinische Sprache an, der Griechischen ihre Allgemeinheit streitig zu machen, so daß Libanius besorgte, der Gebrauch der letztern möchte endlich gar aufgehoben werden (3). Aber da war sie auch der Griechischen an Cultur gleichgekommen, und die Römer waren längst das herrschende Volk. Demohngeachtet war sie auch alsdann noch den Griechen eine stolze und lästige Spra-che

(*) *Plin.* hist. nat. L. XXIX. C. 1.

(**) *Cic.* pro A. Lic. Arch. 10. In den beyden Sicilien war das Griechische die herrschende Sprache.

che (*); und es ist kein Zweifel, daß sie weder in Griechenland, noch in Klein-Asien, noch in den andern Provinzen des Morgenländischen Kayserthums, wo ihr die ausgebildete Griechische zuvorgekommen war, jemals festen Fuß gefaßt hat (4).

Ganz anders gieng es in den Provinzen des Abendländischen Kayserthums. Die Nordischen Barbaren eroberten sie; aber sie vergaßen nach und nach ihre rohe Sprachen, und lernten die polirtere der überwundenen Gallier und Römer. Zwar verderbten sie sie noch mehr als sie bereits verdorben war, und modelten sie zum Theil nach dem grammatischen Genius ihrer Muttersprachen; doch wurden nach und nach fast alle Wörter, die sie mitgebracht hatten, mit Lateinischen vertauscht. Es ist so gar zu vermuthen, daß auch von dem Formellen der Römischen Sprache mehr als man insgemein glaubt, in die neuern übergegangen ist (5). Die Sprache der Barbaren hatte das Schicksal ihrer Religion; und aus eben denselben Ursachen. Beyde waren roh, mangelhaft und unbestimmt; beyde wurden mit etwas, das milder, vollständiger und fester war, vertauscht (6).

Die

(*) *Is. Casaubon.* in Exercit. IX. ad Annales Baron. p. 164.

Die Neigung Carls des Großen zur Deutschen Sprache, die seine Muttersprache war, ist bekannt. Nichts beweißt mehr, wie sehr es ihm darum zu thun war, dieselbe regelmäßiger und vollkommener zu machen, und sie dadurch in seinem Reiche mehr auszubreiten, als daß er bey seinen unzählichen Staats- und Kriegs-Geschäften unternahm, eine Deutsche Grammatik zu schreiben. An seinem und noch an seiner Nachfolger Hofe, so wie vorher an dem Hofe der Merovinger, wurde Deutsch gesprochen (7). Demohngeachtet behauptete das Lateinische, so viel es auch von seiner Reinigkeit verloren hatte, sein Ansehen und seinen Gebrauch in der Kirche, im Cabinet, in den Gerichtshöfen und in den Schriften der Gelehrten (8): und die Römische Volkssprache, die bey allem ihrem Mangel von Urbanität doch immer weit gebildeter und vollständiger war als die rohe Fränkische, hatte sich bereits in Gallien unter dem siegreichen Volke so sehr ausgebreitet und festgesetzt, und die Sprache desselben, nachdem sie einige Veränderung von ihr erlitten hatte, so überwältiget, daß sie, mit dem sichtbaren Gepräge ihres Ursprungs, noch den Namen der Römischen oder Romanischen tragen konnte. Die Deutsche mußte sich nach und nach unter dem Namen einer barbarischen

schen Sprache (*) wieder in die alte Gränzen einschränken, aus denen sie mit den Germanischen Eroberern ausgegangen war: sie behauptete sich in den Ländern, wo die Römer nie recht festen Fuß gefaßt hatten, oder aus denen sie von den benachbarten Deutschen wieder waren vertrieben worden (**).

Ein besonderes Beyspiel, mit welcher Hartnäckigkeit eine gebildete Sprache sich gegen mehrere rohe Sprachen behauptet, haben wir an der Walachey. So ungewiß und dunkel auch in einigen Stücken die Geschichte der Walachen ist, so stimmen doch alle Geschichtforscher darin überein, daß dieses ursprünglich = Römische Volk außerordentlich viele Revolutionen erlitten habe, und nach und nach von einer Menge fremder Nationen bezwungen worden sey (9). Wollten wir auch durch eine unbegreifliche Voraussetzung und wider alle Analogie annehmen, daß niemals keine eigentliche Vermischung zwischen den Abkömmlingen dieser Römischen Pflanzbürger und ihren Eroberern vorgegangen sey; so müssen

(*) S. *du Cange* unter dem Wort Barbarus.

(**) S. ein Beyspiel hievon bey Pfäffel in seiner Alsatia illustrata, S. 807.

sen doch die Sprachen, so oft eine neue Nation sich unter den alten Einwohnern niederließ, in eine neue Concurrenz, und, wenn ich so reden darf, in einen neuen Streit gerathen seyn. Demohngeachtet wurde die Römische Sprache von keiner der Barbarischen verdrungen: sie stieß sie alle, eine nach der andern zurück; und ob sie schon von der Slavischen endlich merklich verändert worden, so herrscht doch in der Walachischen Sprache die Römische bis auf den heutigen Tag (*). — Nun waren freylich die Europäischen Sprachen in der Periode, wo wir sie zu vergleichen haben, an Cultur nicht so sehr verschieden, wie die Römische und die rohe Sprachen der Barbaren; auch kann man die wechselseitigen Verbindungen der Europäer in den neueren Zeiten nicht als eine Vermischung ansehen: indessen hört eine Ursache, wenn sie von dem höchsten Grad ihrer Wirksamkeit herabgestimmt wird, nicht auf, Ursache zu seyn; sie wird noch bey allen ihren Abstuffungen verhältnißmäßige Wirkungen hervorbringen.

Man

(*) S. Thunmanns Untersuchung von der Geschichte und Sprache der Walachen, 1 Th. S. 338. vergl. mit Sulzers Geschichte des Transalp. Daciens. Der letztere Schriftsteller widerspricht zwar dem sel. Thunmann, was die Geschichte dieses Volks betrifft; allein beyde stimmen in dem, was ich sage, überein.

Man gebe nun eben der Nation, die eine leichtere und vollkommen gebildete Sprache hat, zugleich einen merklichen Vorzug in der Cultur und Verfeinerung; so wird ihre Sprache bey der Concurrenz auch aus diesem Grunde gewinnen. Cultur der Sprache und Cultur der Nation sind zwar durch ein natürliches Band verknüpft; sie haben einen wechselseitigen Einfluß auf einander, und die eine kann fast immer zum Maßstabe der andern angenommen werden. Allein eine jede wirkt doch, wenn es auf die Annehmung und Ausbreitung einer Sprache ankommt, von einer besondern Seite und auf eine merkliche Art; und eine jede muß daher besonders betrachtet werden.

In der That, wenn eine cultivirte, und wie wir hier voraussetzen, durchgängig polirte Nation mit einer andern, die in der Cultur noch um einige Schritte zurück ist, in Verbindung kommt; so muß bey der erstern ein geheimer Stolz auf ihre Vorzüge, bey der letztern ein beschämendes Gefühl ihrer Mängel, und Hochachtung gegen die cultivirtere Nation entstehen. Der ganz rohe Barbar wird die Vorzüge der Cultur bey einer andern Nation wenig schätzen, weil er sie nicht fühlt: er wird sie vielleicht

gar

gar verachten, und ihnen seinen Barbarn-Stolz entgegen setzen. Nicht so der Mensch, der, wie wir hier voraussetzen, auf dem Wege der Cultur schon merkliche Schritte gethan hat: auf diesen werden die feinen und sanften Sitten, das gefällige und anständige Betragen, der gute Geschmack, und alle Vorzüge der geschliffenen Nation, wenn er auch nur eine verworrene Empfindung davon hat, einen mächtigen Eindruck machen; er wird, er muß die Ueberlegenheit einer solcher Nation fühlen (10). Diese Hochachtung auf der einen Seite, und jenes mit etwas Verachtung gegen die ungebildete Nation vermischte Bewußtseyn seines Werthes auf der andern, kann für die beyderseitigen Sprachen nicht ohne Folge seyn. Die ganz cultivirte Nation wird sich nicht leicht erniedrigen, die Sprache der nur halb-cultivirten zu lernen, und diese wird nicht nur um der Communication willen sich zu der fremden Sprache bequemen, sondern sie sogar mit Begierde erlernen, weil sie sich dadurch das Ansehen einer gleichen Cultur und Verfeinerung zu geben hofft.

Dieß ist im allgemeinen der günstige Einfluß, den die vorzügliche Cultur einer Nation auf die Ausbreitung ihrer Sprache haben wird. Allein die vollkommen

men cultivirte Nation hat Schätze, die der minder gebildeten fehlen, und die sie zu besitzen wünscht; deren sie aber nicht theilhaftig werden kann, ohne die Sprache der andern zu lernen.

Es ist gewiß, und die Geschichte bestätiget es, daß bey einer Nation, die auf der Stuffenleiter der Cultur den Gipfel erreicht hat, sich eine Menge feiner Empfindungen und Ideen entsponnen haben, die einer minder gebildeten fehlen. Die Empfindungen der Menschlichkeit, die sich in so viele Nůancen auflösen, die mannichfaltigen Ideen von gesellschaftlichem Wohlstande, von geselligem Vergnügen und von Urbanität; die Empfindungen des Schönen, Edeln und Großen; die Begriffe von Industrie und Luxus, die sich in tausend Aeste ausbreiten; und endlich die wissenschaftliche und Kunst-Ideen sind bey der vollkommen cultivirten Nation ganz entwickelt, und mit bestimmten Namen bezeichnet. Bey der minder cultivirten mögen immer die Keime dazu vorhanden seyn, diese Keime mögen so gar anfangen zu treiben; entwickelt sind sie doch bey weitem nicht alle so weit, daß sie durch Wörter, Redensarten und Wendungen ausgedruckt wären. Was wird in diesem Falle bey der wechselseitigen Verbindung der zwo

Nationen geschehen, wenn die eine die Sprache der andern zu lernen anfängt? Es kann nicht fehlen, die minder gebildete, aber nach größerer Cultur strebende Nation muß eben dadurch, daß ihre schlummernden Gefühle und ihre noch etwas dunkeln Begriffe durch die fremde Sprache hervorgelockt und aufgehellt werden, diese Sprache liebgewinnen, und zu ihrer Erlernung angespornt werden. Anfangs war ihr die fremde Sprache bloß ein bequemes Communications-Organ, jetzo wird sie eine Quelle geistiges Genusses für sie. — So löset sich die Begierde, die Sprache eines völlig cultivirten Volkes zu lernen, in den Grundtrieb der menschlichen Seele, das Streben nach neuen Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken auf.

Als Karneades, der berühmte Stifter der neueren Akademie, mit zween andern Philosophen sich eine Zeitlang zu Rom aufhielt, und daselbst öffentlich von philosophischen Materien sprach, so wurden die mit der Griechischen Sprache bereits etwas bekannte junge Römer von diesen neuen Ideen, die zugleich mit einer glänzenden Beredsamkeit vorgetragen wurden, so bezaubert, daß sie ihren gewöhnlichen Ergötzlichkeiten entsagten, und mit einer Art

von

von Wuth, wie es Plutarch nennt, Griechische Philosophie zu studiren anfiengen. Alles drängte sich zu dem Griechen hin, der so viel neues, und auf eine so anziehende Art zu sagen wußte. Auch bey dieser Gelegenheit machte der ältere Cato Lärmen. Die Griechische Sprache hätte er den jungen Römern noch wohl gegönnt: nur die neue Philosophie, die sich mit der alten Römischen Sitte nicht zu vertragen schien, gefiel ihm nicht; und um diese war es gerade den jungen Römern zu thun. Er konnte zwar von dem Senat erzwingen, die Griechen sobald als möglich, nach Haus, und wie er sich ausdrückte, in ihre Schulen zurückzuschicken; aber die Begierde, Griechische Philosophie zu studiren, blieb in den Gemüthern zurück: und bald waren es nicht nur die Römischen Jünglinge, sondern die Lälien, die Scipionen und die Luculle, die in einem reifern Alter, und mitten unter den Kriegsgeschäften, die fremde Philosophie studirten, und in dem Umgange der Griechischen Philosophen ein Vergnügen suchten, das sie bey keinem ihrer Landsleute fanden. Wie hätte auch ein Römer in seiner Sprache damals viel von Philosophie reden können, da in derselben eine Menge philosophischer Begriffe noch gar nicht bezeichnet war, und daher das Unternehmen des Ci-

cero, die Philosophie Lateinisch vorzutragen, von den gelehrtesten Römern als sehr schwehr, ja beynahe als unausführbar getadelt wurde? (*)

Aus diesem Beyspiel erhellet, wie die höhere Cultur einer Nation die Ausbreitung ihrer Sprache begünstiget. Denn eben den Reiz, den hier die Philosophie für die sich bildenden Römer hatte, den müßen alle Schätze des menschlichen Geistes für eine Nation haben, die sie noch nicht besitzt, und ihren Werth zu fühlen beginnt. Man gebe also der vollkommen gebildeten Nation, (was sie gewiß haben wird,) große Dichter, Redner und Geschichtschreiber, helldenkende Köpfe, und geschmackvolle Gelehrten; und lasse die Meisterstücke ihrer Litteratur unter die minder gebildete Nation kommen. Diese läugnet es sich nicht, (denn sie ist aufgeklärt genug, um ihre Mängel einzusehen;) daß ihr dergleichen Schriftsteller noch fehlen. Sie fühlt insonderheit, daß sie in ihren Werken des Geistes und Witzes den feinen Geschmack noch nicht hat, durch den man allein dem bessern Theile des gegenwärtigen und künftigen Publici gefallen, und einen Platz

neben

(*) *Cicero* de Nat. Deor. L. I. c. 8. vergl. mit L. III. c. 3. de Finibus.

neben den vortrefflichen Geistern polirter Nationen behaupten kann. So wird ein zwar nicht großer Theil der Nation, der aber doch am Ende den Ton angiebt, mit den fremden Mustern zugleich die fremde Sprache studiren, indeß ein anderer diese Sprache lernt, um die angenehmern und zeitvertreibenden Schriften zu lesen, woran die polirte und geistreiche Nation einen Ueberfluß haben wird.

Das auffallendste Beyspiel, wie stark die vom Durste nach höherer Cultur einmal entbrannten Geister zu Erlernung einer fremden Sprache hingerissen werden, beut uns die Wiederherstellung der Wissenschaften dar. Streben nach bessern Kenntnissen, gereinigter Geschmack am Wahren und Schönen war es, was die guten Köpfe Italiens gegen das Ende des 13ten und zu Anfang des 14ten Jahrhunderts antrieb, anstatt des Thomas und des Bonaventura den Cicero und den Virgil zu lesen; und sie in den Stand setzte, diese vortrefflichen Muster des Alterthums nachzuahmen. Nicht die Flüchtlinge von Constantinopel, und das Griechische, das sie mit sich brachten, haben, wie man insgemein glaubt, die Unwissenheit und Barbarey unter den Abendländern zerstreut (11). Geschmack und Sitten hatten

sich bereits daselbst merklich verbessert; und um einen Dante und Petrarch hervorzubringen, hatte Italien nicht die Ankunft des Chrysoloras erwartet. Wäre es, um seinen Geschmack zu verfeinern, genug, die Römischen Schriftsteller zu lesen; warum hatten die Mönche, in deren Schriften man unverkennbare Spuren von der Lesung der Alten antrifft, so wenig Geschmack? warum sind ihre Anspielungen auf gewisse Stellen in den Alten, und der Gebrauch davon, meistens so frostig und so ungereimt, und warum gefallen uns eben diese Anspielungen in dem Petrarch so wohl? — Petrarch besaß bereits etwas von dem Geiste der Dichter, die er las, und die geschmacklosen Mönche nagten bloß an ihren Wörtern und Phrasen. Die wonnevollste Frühlingssonne treibt aus dem Baum, in dem kein Saft ist, keine Blüthe hervor. Aber durch eine weise Anstalt der Vorsehung geschah es, daß zu eben der Zeit, da der Abendländer, durch die vorhergehenden Jahrhunderte vorbereitet, sich nach höherer Cultur sehnte, ihm der in einigen Rücksichten gebildetere, und vor der Barbarey der Oßmannen fliehende Grieche mit den Schätzen seiner Sprache und Litteratur entgegen kommen mußte.

Ich habe bisher vorausgesezt, daß der Zug der wechselseitigen Communication zwischen den verbundenen Nationen von beyden Seiten gleich stark sey. Dieß aber ist nicht, sobald die eine davon an Wohlstand und Cultur die andern merklich übertrifft. Die minder cultivirte Nationen werden, insonderheit wenn die Communication auf alle Art erleichtert ist, die reiche und polirte Nation mehr suchen, als sie von ihr gesucht werden. Man wird von allen Seiten her zu ihr reisen; man wird die Hauptstadt ihres Landes, jene Werkstätte der Cultur, besuchen, um eine so vollkommene, wenigstens eine so angenehme und im Umgang so liebenswürdige Nation kennen zu lernen; um die Werke ihrer Künstler, ihre prächtigen Denkmäler, ihre Schauspiele und Feyerlichkeiten zu sehen; um ihren Luxus, den man nur dem Namen nach kennt, vielleicht auch ihre Corruption zu genießen; und dann auch, um seine Sitten zu bilden und zu verfeinern. Da muß dann die Sprache der geschliffenen Nation gelernt werden, wenn sie auch nur als Werkzeug der Communication angesehen wird; und diese Sprache wird von jedem Reisenden in sein Vaterland zurückgebracht.

Endlich lasse man die Nation, die in Rücksicht auf ihre Sprache und auf ihre Cultur so beträchtliche Vorzüge vor den übrigen hat, in eben dem Zeitraume, da sie diese zwey Vollkommenheiten erreicht, durch ihre Größe und Macht, die Herrschende unter den andern Nationen werden; so wird ihre Sprache mit einer desto größeren Geschwindigkeit sich unter denselben ausbreiten. Dieses politische Gewicht in dem System der communicirenden Nationen ist es eigentlich, was den bereits angeführten Ursachen eine so volle und schnelle Wirkung geben wird.

Wird die Nation, wovon hier die Rede ist, die Herrschende durch Unterjochung der übrigen; so wird diese Wirkung am auffallendsten seyn. So breitete sich das Griechische in den vom Alexander unterjochten Ländern, die hernach von seinen Feldherrn und ihren Nachkommen beherrscht wurden, mit einer großen Geschwindigkeit aus. So ward die Römische Sprache in dem von den Römern eroberten Gallien und Spanien in kurzer Zeit die allgemeine Volkssprache. So ward das Französische unter den siegreichen Normandiern die Herrschende in England, in Neapel und Sicilien (*); und aus eben

(*) *Murat.* Script. it. T. V. p. 255. In England weit mehr als in Neapel und Sicilien.

eben dem Grunde drang es, da Französische Prinzen Constantinopel und einen Theil des Morgenländischen Kayserthums beherrschten, in die Hauptstadt und in die Griechischen Provinzen ein (*). Die Ursachen hievon liegen am Tag. Wenn ein Volk ein anderes seiner Herrschaft unterwirft, so werden die wechselseitigen Verbindungen häufiger, mannichfaltiger und enger als zuvor; das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Sprache wächst: und da wird das gebietende Volk viel zu stolz seyn, sich der Sprache der Ueberwundenen zu bedienen. Die Römer glaubten, wie wir oben bemerkt haben, ihrer Oberherrschaft etwas zu vergeben, wenn sie mit ihren Unterthanen in einer andern als ihrer eigenen Sprache redeten. So gar das Pallium mußte hierin der Toga weichen, damit die Römische Auctorität nicht durch die Reitze der fremden Sprache entnervt würde (**). Es gereichte dem Cicero zum Vorwurfe, daß er in einem Griechischen Senat Griechisch geredet hatte (12). — Auf der andern Seite wird die überwundene Nation geneigt seyn, die Sprache der Ueberwinder zu ler-

 nen.

(*) *Du Cange* Gloss. præf. p. 19. 20.

(**) *Valerius Max.* am angef. Ort.

nen. Sie hat ein besonderes Interesse dabey. Ohne dieselbe kann sie die Gesetze und die Befehle ihrer Beherrscher nicht verstehen, keine Aemter und Ehrenstellen erlangen, ihre Angelegenheiten in dem Lande der Ueberwinder und in der Hauptstadt des Reiches nicht mit Erfolg betreiben. In diesem Falle waren die Gallier, die sich durch die Unwissenheit in der Römischen Sprache der großen Vortheile, zu denen sie als Römische Bürger eingeladen waren, beraubt hätten. Die Griechen, die in eben dem Falle waren, würden Lateinisch gelernt haben wie sie, wenn ihre vorzügliche Cultur, und die Politur ihrer Sprache dem Stolze der Römischen Herrschaft nicht widerstanden, und beyde Sprachen in eine Art von Gleichgewicht gebracht hätten. Schickt der Sieger in das von ihm eroberte Land zahlreiche Colonien, macht er besondere Anstalten, um seine Sprache daselbst einzuführen, und sucht er die alte, ohne sie bloß ihrem eigenen Schicksale zu überlassen, auf alle Art zu verdrängen; so wird er seine Absicht desto gewisser und schneller erreichen.

Wird aber die Nation durch ihre Größe und überwiegende Macht nur die Hervorstechende un-

ter den communicirenden Nationen, ohne eine davon zu unterjochen; so wird die Wirkung dieser Art von Herrschaft zwar nicht so groß und schnell, aber doch immer beträchtlich seyn. Der Mensch ist einmal so geartet: er strebt, dem Höhern und Mächtigern auf irgend eine Art ähnlich zu werden; er beredt sich, daß, wenn er seine Mine, seinen Ton, seine Kleidung und seine Brille (*) angenommen, er auch etwas von seiner Macht sich beygelegt habe: warum sollte er eben dieses nicht glauben, wenn er von ihm die Sprache, das eigentliche Organ des Gebietens, entlehnt? — Der hohe Begriff der übrigen Nationen von der Herrschenden, wird in ihren Augen alle Vorzüge derselben vergrößern. Sie werden sie für noch cultivirter und vollkommener halten, als sie wirklich ist, ihre Sitten für feiner und besser als sie sind, und keine Sprache für so geschickt, als die ihrige, die erhabenen so wohl als die sanften und geselligen Empfindungen auszudrücken. Die über die Macht eines großen Volkes erstaunte Einbildungskraft vergrößert leicht an ihm Dinge, deren Wehrt ohnehin sich nicht mit einer geometrischen Genauigkeit

(*) Keyslers Reisen LXV. S. 944.

keit bestimmen läßt. Geht es uns doch täglich mit den Mächtigen der Erde so, die sich durch einige Vorzüge auszeichnen, ob sie wohl weder Friedriche noch Josephe sind. Wie mancher Höfling an dem Hofe zu Syrakus mag nicht die Verse des Dionysius in allem Ernste schön gefunden, und ohne sich vor der Steingrube zu fürchten, oder dem Tyrannen schmeicheln zu wollen, als vortreflich gepriesen haben?

Die große herrschende Nation wird aber noch auf eine thätigere Art die schnelle Ausbreitung ihrer Sprache befördern. Da sie das Interesse und den Ehrgeitz hat, alle übrige Staaten in einer Art von Unterwürfigkeit zu halten, das politische Gewicht der einen zu vermehren, der andern zu vermindern, ihre Berathschlagungen zu ihrem Vortheile zu lenken, und ihren Anschlägen und Verbündungen zuvorzukommen; so wird sie überall ihre Gesandten, Residenten und Geschäftsträger, ihre besoldete Correspondenten und Emissarien haben. So wird immer in einem jeden der minder-mächtigen Staaten eine Anzahl von Personen seyn, die die Sprache der herrschenden Nation reden: und welches von nicht geringer Wichtigkeit ist, diese

Personen, die zum Theil aus den aufgeklärtesten und polirtesten Classen ihrer Nation gewählt worden sind, werden mit den fremden Fürsten und Ministern, und mit den ersten Magistraten der Republiken ihre Geschäfte treiben, überhaupt aber mit dem feinern Theile der Nation, bey der sie sich aufhalten, Umgang pflegen. Der Gedanke, den sie überall mit sich herumtragen, daß sie der herrschenden Nation angehören, und sie repräsentiren, wird ihnen die Erlernung, wenigstens den Gebrauch der fremden Sprache untersagen. Diese Sprache würden sie doch nicht so gut reden als die Nation, bey der sie sind: das würde ihnen in ihren Unterhandlungen und in ihrem Umgang ein ihren Stolz beleydigendes Ansehen von Inferiorität geben (13). Es war Stolz der mächtigern Nation, die verlangt, alles solle sich nach ihr richten, daß die Französischen Gesandten im Jahr 1682 auf dem Congreß zu Frankfurt nicht einmal die Lateinische Sprache dulden, und lieber die Unterhandlungen abbrechen, als von ihrer Sprache abgehen wollten (*). Zwar scheint die Sprache nur

(*) S. Moser von den Hof- und Staatssprachen, B. 2. C. 19.

nur der Vorwand gewesen zu seyn; allein nur der Stolz konnte sich eines solchen Vorwandes bedienen.

Leichtigkeit und vorzügliche Bildung der Sprache; vorzügliche Cultur der Nation, die sie spricht; und dann Größe und überwiegende Macht eben dieser Nation, sind also die kräftigsten Ursachen, wodurch eine Sprache unter den communicirenden Nationen zur Herrschenden wird. Unter denselben haben ohne Zweifel Bildung der Sprache und vorzügliche Cultur der Nation, die sie spricht, am meisten Gewicht, denn diese zwo Ursachen triumphiren bey der Collision so gar über die Herrschaft der andern Nation, wie aus dem Beyspiel der Griechen in Beziehung auf die Römer, und der Römer in Beziehung auf die Nordischen Völker erhellt (14). — Aus diesen Grundsätzen, die ich allgemein vorgetragen habe, um ihnen eine desto größere Evidenz zu geben, läßt sich nun bestimmen, nicht nur welche Sprache die Herrschende in Europa hat werden müßen, sondern auch, wann sie es werden mußte; und zugleich, wie weit es einige andere werden konnten. Aber ohne große wechselseitige Communication der Völker hätten diese Ursachen nicht gewirkt: ich

muß

muß daher, eh ich die Anwendung von meinen Grundsätzen mache, von der Bildung des Communications = Geistes in Europa etwas sagen.

Es ist eine für den Menschenfreund sehr angenehme Beschäftigung, in der Geschichte den Schritten nachzuspüren, die Europa mitten unter seinen Zerrüttungen und Revolutionen zu seiner gegenwärtigen Systemförmigen Verbindung gethan hat. Die christliche Religion war ohne Zweifel, besonders nach der Zertrümmerung des Römischen Reichs, die Grundlage des Systems: sie ist zugleich der Kitt, wodurch dieses grosse Gebäude mitten unter seinen Erschütterungen in allen seinen Theilen ist zusammengehalten worden. Selbst die ungeheure, mit der politischen Verfassung künstlich = verwebte Macht des Römischen Bischoffes, so schlimme Wirkungen sie auch in andern Rücksichten hatte, war doch das Zauberband der durch die Lehen-Anarchie zerrütteten Reiche, und ein gemeinschaftlicher Attractionspunct für Nationen, die durch die Lage ihrer Länder sich von einander entfernten, und durch ihre Sitten sich zurückstießen. Aber ein besonderer Schritt zu näherer Gemeinschaft waren die von allen Fürsten Europens unternommenen,

und

und so oft wiederhohlten Creuzzüge, die nicht nur allgemeine Unterhandlungen voraussetzten, sondern auch den Orient zu einem Sammelplatze der verschiedensten Nationen machten (*). Der zu dieser Zeit in ganz Europa sich ausbreitende Ritterstand, dessen Glieder in alle Oerter der Welt, wo Tugend und Schönheit zu vertheidigen, und Abentheuer zu suchen waren, berufen zu seyn glaubten; wie auch die häufigen Thurniere, wo oft Ritter aus den entferntesten Ländern zusammentrafen (**), trugen nicht wenig bey, unter dem Europäischen Adel eine genauere Verbindung zu stiften und zu unterhalten. Endlich gerieth der menschliche Geist auf eine Erfindung, die zwar im Stillen, aber mit einer ungemeinen Wirksamkeit, auch bey großer räumlicher Entfernung, die Communication befördern, die Forscher der Wahrheit an den äußersten Enden von Europa mit allen Schätzen ihrer wechsel-

(*) So war der Trojanische Krieg, (eine Expedition, die mit den Creuzzügen, der Verschiedenheit der Beweggründe ohngeachtet, viele Aehnlichkeit hat,) die erste Gelegenheit, wodurch unter den Griechischen Staaten eine genauere Verbindung gestiftet wurde. Thucydid. I. 3.

(**) S. Schmidts Geschichte der Deutschen Th. 4. B. 7. S. 37.

seitigen Kenntnisse auf eine schnelle und leichte Art bereichern, und eine allgemeine Circulation von Einsichten und Vorurtheilen, von Wahrheiten und Irrthümmern unter den Menschen hervorbringen sollte. Die um diese Zeit auch in Deutschland und andern Ländern, nach dem frühern Beyspiel Frankreichs, errichtete Posten kamen dieser Erfindung trefflich zu statten, und wurden ein neuer Communications-Canal in Europa. — Allein die größten und merklichsten Schritte zu wechselseitiger Verbindung thaten die Europäer unstreitig unter der Regierung Carls des Vten. Die unermeßlichen Besitzungen dieses mächtigen Kaysers, wodurch er ganz Europa furchtbar ward; seine beständigen Unterhandlungen mit Rom, England und Frankreich; seine Kriege in Deutschland, Italien und den Niederlanden; der unter seiner Regierung entstandene Religionszwist, der ganz Europa in Gährung setzte, die Aufmerksamkeit aller Länder reitzte, und neue politische Verhältnisse und Interessen bildete; der ungewöhnliche Flug, den der durch das Studium der Alten gestärkte menschliche Geist nahm, und sein Trieb, sich nach allen Seiten auszudehnen; endlich der Wetteifer, der durch die Entdeckung der beyden Indien unter allen handelnden

Nationen entstand: — alle diese Dinge mußten den Hang, den die Europäer bereits zu wechselseitigem Verkehr hatten, verstärken, und die Bande der Gemeinschaft unter ihnen ungemein verpielfältigen und zusammenziehen. Die Regierung Carls des Vten wird daher billig in Rücksicht auf die Communication der Europäer als Epoche angesehen. Sie ist der Anfang der merkwürdigen, bis auf unsere Zeit sich erstreckenden Periode, in der die Europäischen Nationen in so enge und vielseitige Verhältnisse getreten sind, dergleichen man in der alten Geschichte nur zwischen kleinen benachbarten und verbündeten Staaten findet; wovon aber weder die von der Geissel des Macedonischen Eroberers zusammengetriebene, noch die durch Römische Kriegs- und Staatskunst in ein Joch gespannten Völker ein Beyspiel geben. Jeder etwas beträchtliche Staat fing an, auf alle andere aufmerksam zu seyn, und daselbst seine Gesandten und Agenten zu haben. Die Gelehrten aller Länder formirten eine Art von Republik, und correspondirten mit einander von einem Ende Europens zum andern. Die Universitäten vervielfältigten sich, und die berühmtesten darunter wurden eben so, wie die früher gestifteten, große Sammelplätze, wo eine Menge

lern-

lernbegieriger Jünglinge aus allen Gegenden Europens hinströmten. Die mit der wachsenden Cultur sich vermehrenden Bedürfnisse verursachten zwischen den handelnden Ländern eine beständige Ebbe und Flut. Bey allen Nationen fing man an zu reisen, um bey andern Gewinn, Einsichten und Vergnügen zu suchen.

Nichts beweiset mehr, wie allgemein in der Mitte dieser Periode die Communication unter den Europäern geworden war, als der Westphälische Frieden. Hier erscheinet Europa wie eine zahlreiche Familie, deren Glieder, nachdem sie sich entzweyt hatten, sich wieder die Hände bieten, und ihre verflochtenen Angelegenheiten aus einander wickeln. Die Geschichte hat, so lange die Welt steht, keinen solchen Congreß aufzuweisen.

In dieser Communications-Periode, (so will ich nun den Zeitraum von Carl dem Vten an, bis auf Friederich und Joseph nennen;) mußte das Bedürfniß einer gemeinschaftlichen Sprache unter den Europäern immer dringender werden: und in eben dieser Periode kamen durch ein Glück, das bisher keine von den gegenwärtig-lebenden

Sprachen gehabt hatte, und das vermuthlich keine mehr haben wird, alle obenangeführte Ursachen fast in Einem Zeitpuncte zusammen, um die Ausbreitung der Französischen Sprache zu bewirken. Ehe ich aber dieses zeige, erfodert mein Plan, von zwey andern Sprachen zu reden.

Zweyter Abschnitt.

Anwendung dieser Grundsätze auf das Italiänische und Spanische.

Wir finden in der Communications-Periode nur zwey von den heutigen Europäischen Sprachen, die mit der Französischen ein ähnliches, wiewohl dem Grade nach ungleiches Glück gehabt haben. Da sie derselben zuvorgekommen sind, und ihr einigermaßen im Weg standen; so ist eine kurze Untersuchung ihrer Geschichte nothwendig, um zu zeigen, daß unsere Grundsätze dadurch nicht nur nicht widerlegt, sondern auf das vollkommenste bestätiget werden.

Ich fange mit der Italiänischen Sprache an. Man muß in allweg zugeben, daß sie die erste

Sprache

Sprache in Europa war, die sich bildete, und daß die Französische noch vieles von dem Rost ihrer alten Roheit hatte, als Dante, Petrarch und Boccaz der ihrigen beynahe den höchsten Grad der Politur gaben, dessen sie fähig war. Auch haben unstreitig die Italiäner in der Cultur vor allen andern Europäischen Nationen einen merklichen Vorsprung gehabt. Die Ehre allein, daß sie die ersten Wiederhersteller des guten Geschmacks in den Künsten und Wissenschaften, und die Lehrer von dem übrigen Europa waren, rechtfertiget einigermaßen den Stolz, womit sie ehmahls alle andere Nationen als Barbaren ansahen (15). Endlich scheint es in dieser Sache von keinem geringen Gewichte zu seyn, daß Rom ehmahls der Mittelpunct des ganzen christlichen Europa war, und daß es außer Italien kein Land gab, mit dem alle übrige in einer so genauen und beständigen Communication standen. Man erwäge die Abhängigkeit der ganzen Geistlichkeit von dem Papste, ihre genaue Verbindung mit ihm, und die häufigen Reisen der Bischöffe nach Rom; die beständigen Unterhandlungen der Könige und Fürsten mit dem Römischen Hof; den damaligen Flor des Italiänischen, besonders des Toskanischen Handels, der in allen Ländern

seine Comptoirs hatte; die aus den Ruinen von Rom gegrabenen Denkmäler der Kunst, die die Neugierde der Europäer, deren Geschmack sich zu verfeinern anfing, ungemein reitzen mußten (*); den Ruhm der Italiänischen Universitäten (16); die ungeheure Pilgrimschaften, die das alle 25 Jahre sich erneuernde Jubiläum nach Rom zog; und endlich die häufigen Kriege der Deutschen, Franzosen und Spanier in Italien: so wird die Frage sich von selbst darbieten, warum unter solchen Umständen die milde und polirte Sprache der cultivirten Italiäner nicht die Herrschende in Europa geworden ist?

Ich antworte zuvörderst: diese Ursachen haben allerdings ihre Wirkungen gehabt, und die Ausbreitung des Italiänischen ungemein befördert; nur muß man diese Wirkungen nicht sogleich in dem Zeitalter des Dante und Petrarchs erwarten. Wenn man erwägt, daß Dante sein Vulgare Illustre

(*) Schon im 11ten Jahrh. erregte Rom durch seine vom Untergang geretteten Meisterstücke der Kunst die Aufmerksamkeit der übrigen Europäischen Nationen; (S. Schmidts Gesch. d. Deutsch. Th. 2. B. 5. C. 9.) wie viel mehr also im Anfang der Communications-Periode?

lustre erst aus allen Italiänischen Mundarten, (worunter freylich die Toskanische die vorzüglichste war,) heraussuchen (17), und daraus die Toskanische Sprache schaffen mußte; daß seine göttliche Komödie um ihrer schwehren und dunkeln Stellen willen, selbst für die Italiäner commentirt, und auf Universitäten erklärt werden mußte: so wird man bey der großen Bewunderung, die diesem außerordentlichen Genie gebührt, doch mit Grunde urtheilen, daß die Italiänische Sprache damals noch nicht alle die Politur hatte, deren sie fähig war, insonderheit daß ihr der feste Charakter noch fehlen mußte, der eigentlich zur vollkommenen Bildung einer Sprache erfodert wird (*). Erwägt man aber ferner, daß zu Anfang und in dem ganzen Laufe des 14ten Jahrhunderts außer dem Dante und dem Petrarch kaum irgend ein Dichter angetroffen wird, der verdiente bemerkt zu werden, obschon eine Menge sich an die neu-gebildete

(*) S. *Tiraboschi* Storia della Lett. Ital. T. XIII. c. 1. Bettinelli sagt in seinem Risorgimento d'Ital. T. I. p. 192. von denen, die den Dante in Hinsicht auf den poetischen Styl und auf die Diction, dem Petrarch vorziehen, daß sie den Ennius dem Horaz und Virgil vorziehen.

Sprache wagten (*); und daß es kaum hie und da einen Prosaiker gab, der sich der guten Schreibart eines Villani und Boccaz näherte: so muß man auf den Gedanken kommen, daß die schöne Toskanische Sprache immer noch ein Geheimniß war, in das es eben nicht so leicht war eingeweyht zu werden. Es mußte noch eine geraume Zeit verfließen, bis die neu-gebildete Mundart sich in allen Provinzen Italiens unter den obern und mittlern Classen verbreitete, und die dichterischen Köpfe unterstützte; denn außerordentliche Geister können wohl eine rohe Sprache bändigen; aber der größte Theil der Dichter muß eine gebildete Sprache vor sich finden, um sein Talent zu entwickeln. Je unvollkommener das Werkzeug ist, dessen sich ein Künstler bedienen muß, desto mehr Genie und Geschicklichkeit muß er besitzen, um dennoch Meisterstücke hervorzubringen. — Da überdieß in dem 14ten Jahrhundert die Buchdruckerkunst, jenes große Vehikel der Communication, das die Werke dieser berühmten Italiäner unter ihre Landsleute und andere Nationen hätte bringen können, noch nicht erfunden war; so ist es kein Wunder, daß man in diesem Jahrhunderte noch wenig Spuren von der

(*) S. *Tiraboschi* Stor. am angef. Ort.

der Ausbreitung der Italiänischen Sprache in Europa findet. Dieser Mangel mußte ihr noch im folgenden Jahrhundert nachtheilig seyn (*).

Doch ein Haupt-Hinderniß, das nicht nur in diesem, sondern auch, und vielleicht noch mehr, in dem folgenden Jahrhundert der fernern Ausbildung der Italiänischen Sprache im Wege stand, ja sogar ihre bereits erlangte Vollkommenheit verminderte, war das in vielen andern Rücksichten so nützliche Studium der Lateinischen und Griechischen Litteratur. Gerade in dem Zeitraum, in welchem Petrarch und Boccaz die von dem Dante eröfnete Laufbahn mit so vielem Ruhme betraten, lebte der Geschmack an der Litteratur der Alten in Italien wieder auf. Dieser Geschmack ward zum Enthusiasmus, als in der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts die Griechischen Flüchtlinge nach Italien kamen. Alle vorzügliche Gelehrten studirten, übersetzten und commentirten nun in die Wette die Lateinischen und Griechischen Philosophen und Dich-

(*) Erst im J. 1473 wurden Petrarchs Schriften, und zwar in einer Privat-Buchdruckerey bey dem Leibarzte von Sixt dem IVten, vermuthlich von Deutschen, gedruckt. Betrinelli im angef. Buch, Th. 2. S. 90.

ter; ein unermeßliches Studium, das bey dem damaligen kleinen Vorrathe von Hülfsmitteln das ganze Leben eines Menschen erfoderte, und diesen Männern wenig Zeit übrig ließ, an die Cultur ihrer Muttersprache zu gedenken. Diese Sprache war doch immer noch in ihren Augen ein

> ausgeartetes Kind einer unsterblichen Mutter. —

Sie wurde zwar für tauglich gehalten, von einem Romanen- Chroniken- und Legenden-Schreiber, oder von einem erotischen Dichter gebraucht zu werden, nicht aber von einem Schriftsteller, der einen ernsthaften Gegenstand bearbeiten, und für die Nachwelt schreiben wollte. Petrarcha selbst hatte so gedacht: und wenn er nicht zum Glücke für die Italiänische Sprache die Laura gesehen, und eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt hätte; so würde Italien seine poetischen Meisterstücke missen. Nicht auf seine Italiänischen Verse war er stolz; er sah sie als unbedeutende jugendliche Spiele an: sondern von seinem Lateinischen Gedicht Afrika erwartete er seinen Ruhm und seine Unsterblichkeit. Der Lorbeerkranz ward ihm auch auf dem Capitol bloß als einem Lateinischen Dichter aufgesetzt. Indessen ist itzt sein Afrika kaum noch dem Namen nach bekannt,

bekannt, seine Verse aber an Laura werden von allen Menschen, die Geschmack haben, mit Entzücken gelesen.

So wie die besten Köpfe Italiens sich ganz der Lateinischen und Griechischen Litteratur wiedmeten, so gab es in diesen zwey Jahrhunderten eine Menge mittelmäßiger, die in der neu = gebildeten Sprache ihr Glück versuchten. Es schien ihnen leicht, in ihrer Muttersprache Dichter zu seyn, und den Petrarch, der seine Verse spielend gemacht hatte, zu erreichen: allein nichts beweiset mehr, wie sehr es ihnen an wahrem poetischen Geiste, und an guten, einem Dichter unentbehrlichen Kenntnissen gebrach, als daß sie nichts als sklavische Nachahmer desselben waren. Sie konnten etwa wohl einem Theil ihrer Zeitgenossen gefallen, der itzo Romanen und verliebte Poesien in der gemeinen Sprache zu lesen bekam; aber von der Nachwelt sind sie größtentheils vergessen.

Hieraus nun läßt sich begreiffen, warum Italien in dem ganzen 15ten Jahrhundert, das uns nach dem Dante und Petrarch so viel erwarten ließ, keinen einzigen großen Dichter aufzuweisen hat. Die Sprache selbst wurde vernachläßiget;

und in dem Poliziano, einem der vorzüglichsten Dichter dieses Jahrhunderts, findet man so wenig die Reinigkeit der Petrarchischen Diction, daß man glauben sollte, er habe hundert Jahre vor dem Petrarcha gelebt. Daß selbst die Lateinische Poesie in diesem Zeitraume, wo die Hochachtung der Alten fast bis zur Abgötterey ging, schlechter war als in dem vorigen (*), wird uns nicht mehr räthselhaft vorkommen, wenn wir erwägen, wie leicht ein noch nicht ganz sicherer und fester Geschmack durch die Last der Erudition, wenn sie als letzter Zweck angesehen wird, unterdrückt, oder in seinem Fortschritte gehemmt werden kann.

Die eigentliche und durch alle Classen verbreitete Politur der Italiänischen Sprache wird also billig erst in das Jahrhundert des Leo von Medicis, oder, besser zu sagen, des Ariost, des Tasso und des Machiavell gesetzt: und in eben diesen Zeitraum fällt auch die vorzügliche Geistes-Cultur, die sich von Florenz, dem Sitze der Wissenschaften, der Künste und der Urbanität, über alle Höfe und Provinzen Italiens ergoß. Erst von dieser Epoche an, womit zugleich die große Communications-

(*) *Bettinelli* del Riſorg. II. p. 100.

tions=Periode anfängt, konnte sich also die Italiänische Sprache in Europa merklich ausbreiten: und daß sie es wirklich that, davon finden wir hinlängliche Spuren in der Mitte, noch mehr aber gegen das Ende des 16ten und im Anfang des 17ten Jahrhunderts (18).

Welch eine Herrschaft würde diese Sprache in Europa erlangt haben, wenn Italien ein großes und mächtiges, unter Einem Haupte vereinigtes Reich gewesen wäre! Aber gerade dieses fehlte. Toskana mochte sich immer durch seine vortreflichen Geister, seine polirte Sprache, und seine Urbanität auszeichnen; es war doch nur eine kleine Provinz von einem nicht sonderlich=beträchtlichen Land. Florenz war kein Paris; und wenn Toskana cultivirter war als die übrige Provinzen Italiens, so war Venedig, das seine eigene Mundart hatte, größer und mächtiger. Gelli und andere behaupteten mit der Florentinischen Akademie, man müße nicht sagen: die gemeine oder die Italiänische, sondern die Florentinische Sprache; allein Bembo, Trissino und Castiglione, die aus andern Provinzen waren, lehnten sich dawider auf, und sagten: die Toskaner wollen sich zu Despoten unserer

serer Sprache und Litteratur aufwerfen; wir haben auch unsere classischen Autoren (*). Diese Klagen wurden in der Folge durch die rachsüchtige Kritik, die die Florentinischen Akademiker wider das Befreyte Jerusalem herausgaben, nur zu sehr gerechtfertiget. Man sieht, wie nachtheilig ein solcher Zwist der Festsetzung der Sprache, mithin auch ihrer Ausbreitung unter den Fremden seyn mußte. Erst im Jahr 1665 erschien das Wörterbuch der Crusca; und wie weit weniger war es Gesetzbuch für die Scribenten, als das nicht viel später erschienene Wörterbuch der Französischen Akademie? Noch heutzutage giebt es Italiänische Schriftsteller, die sich der Mundart ihrer Provinz bedienen; und auf dem Theater einer jeden Stadt herrscht der daselbst übliche Dialekt.

In eben dieser Periode nun, wo die Italiänische Sprache durch ihre Vorzüge und durch gewisse günstige Umstände sich ausbreitete, aber auch durch die geographische Einschränkung und die politische Ver-

(*) Es ist bereits etwas ähnliches in Deutschland zwischen einigen Sächsischen, Brandenburgischen und Wirtembergischen Gelehrten und Sprachforschern geschehen. Das Verhältniß der Staaten, die durch ein so lockeres Band verknüpft sind, bringt es so mit sich.

Verfassung Italiens in ihrem Fortgange gehemmt wurde, trat die mit gleichen innern Vorzügen, und noch überdieß mit allen politischen Vortheilen gerüstete, Spanische Sprache auf den Schauplatz. Kaum war die Italiänische Sprache gebildet, so bildete sich auch die Spanische. Boscan, Garcilaso, Hurtado de Mendoza und andere, mit denen das goldene Zeitalter der Castilianischen Poesie anfängt, lebten in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. In eben diesen Zeitraum fällt auch die vorzügliche Cultur der Spanischen Nation. „Spanien wurde, (um mit den Worten eines heutigen Spanischen Schriftstellers zu reden;) in dem 15ten Jahrhundert von den innerlichen Kriegen, die es so lange zerrüttet hatten, befreyt; und in dem Maße, wie sein Reich sich befestigte, wurden die Sitten sanfter und die Sprache gebildeter. Unter Johann dem IIten ging die Morgenröthe dieser moralischen Revolution auf. Ferdinand und Isabell kamen zur Regierung, und dehnten nicht nur mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit die Gränzen der Monarchie durch innere und äußere Eroberungen aus, sondern bildeten auch durch jene huldreiche Protection, die nur großen, von der Natur auf

„den

„ den Thron erhobenen Genies gegeben ist, eine
„ Menge vorzüglicher Männer in allen Classen,
„ schufen die Geister, theilten ihnen eine erhabnere
„ Art zu denken mit, und verbreiteten Reitz und
„ Anmuth über die Sitten. Aus diesem Saamen
„ wuchs jene Aernte von Helden, die hernach das
„ Zeitalter Carls des Vten sah — Welch eine Men-
„ ge Schriftsteller brachte nicht Spanien unter die-
„ ser Regierung hervor! Unter Philipp dem IIten
„ hatte es noch weit mehr; aber das waren Früch-
„ te von den Bemühungen seines Vaters und sei-
„ ner Ahnen. „ (*) So kamen bey Spanien Bil-
dung der Sprache, Cultur der Nation, und überwiegende politische Macht in Einem Zeitpuncte zusammen.

Auch hier werden unsere Grundsätze durch die Geschichte bestätiget, und der Erfolg für die Spanische Sprache war gerade so, wie er seyn mußte. Diese Sprache breitete sich in dem 16ten Jahrhundert, und zu Anfang des 17ten in ganz Europa aus. „Sie ward, (versichert uns eben derselbe Spanische Schriftsteller,) an den Höfen von Deutsch-

(*) S. die Vorrede des Herausgebers der Obras de Garcilaso de la Vega illustr. con not. En Madrid 1765.

„ Deutschland, Italien und Flandern gesprochen: „ die Franzosen lernten sie mit eben dem Fleisse, „ den heutzutage die Spanier auf das Französische „ wenden; und es war beynahe eine Schande für „ einen Gelehrten, sie nicht zu verstehen. Kurz, „ sie war damals fast eben so ausgebreitet, als „ es nachher die Französische wurde„ (19). In der That scheint es, daß da die Vorzüge der Spanischen Sprache durch die Herrschaft der Nation, die sie sprach, auffallender und geltender gemacht wurden, sie in dem 16ten Jahrhundert mehr Eroberungen machen mußte als ihre Nebenbuhlerin, die Italiänische. Allein wir müßen die wechselseitige Communication der Nationen, die der Grund von aller Ausbreitung der Sprachen ist, und den Grad derselben bestimmen hilft, niemals aus dem Gesichte verlieren. Und hierin hatte Italien einen offenbaren Vorzug vor Spanien. Schon die Lage dieses Königreichs entfernt es von dem übrigen Europa. Seine Einwohner sind zum Reisen wenig aufgelegt, und eben so wenig werden Fremde von ihnen angezogen. Carl der Vte, unter dessen Regierung die Spanische Sprache sich merklich auszubreiten anfing, war noch mehr Niederländer und Italiäner als Spanier; er gebrauchte in seinem

Cabinet, zu seinen Gesandtschaften, und zu Anführung seiner Kriegsheere nicht nur Spanier, sondern auch Niederländer, Italiäner, Deutsche und Franzosen. Vielleicht war auch die Italiänische Cultur der Spanischen immer in etwas überlegen. Endlich war die Blüthe der Spanischen Litteratur, so wie die Größe der Spanischen Macht, zu vorübergehend, als daß beyde einen dauerhaften Einfluß auf die Ausbreitung der Castilianischen Sprache haben konnten. — Diese Gründe berechtigen uns, in dem 16ten Jahrhundert, und zu Anfang des 17ten, einen ziemlich gleichen Grad von Ausbreitung zwischen diesen beyden Sprachen anzunehmen; eine Vermuthung, die durch die Geschichte derselben hinlänglich bestätiget wird.

Aber ein Haupt-Hinderniß, das der größern Ausbreitung dieser beyden Sprachen auch in dieser Periode im Wege stand, war die noch immer bey der Communication der obern und mittlern Classen übliche Lateinische Sprache. Die abgöttische Verehrung derselben in Italien dauerte noch im 16ten Jahrhunderte daselbst fort, und theilte sich nun auch dem übrigen Europa mit. Die Secte der Ciceronianer ist bekannt (20). Bembus war weit

weit stolzer auf seinen reinen Lateinischen Styl, als daß er einer der Wiederhersteller des guten Italiänischen Geschmacks war. Alle Päpstliche Bullen und Briefe waren Lateinisch, und an den Römischen Hof wurde nicht anders als Lateinisch geschrieben. Die Päpstliche Gesandten waren Personen, die das Lateinische wie ihre Muttersprache ansahen. Das Lateinische war die Sprache des Umgangs bey einem großen Theile der höhern und mittlern Classen in Italien. Es gab daselbst noch immer weit mehr Gelehrte, die Lateinisch, als die Italiänisch schrieben. Eben so lernten in andern Ländern alle Gelehrten, alle Gesandten, (die meistens Gelehrte waren,) der größte Theil der Fürsten, und eine Menge Personen, die eine gute Erziehung bekamen, das Lateinische nicht nur so weit, daß sie es verstehen, sondern auch, daß sie es mit einiger Fertigkeit reden konnten (21). Man wollte schlechterdings in den Gerichtshöfen, bey den Contracten und andern öffentlichen Urkunden von dieser Sprache nicht abstehen (22). Man machte denen, die statt derselben die Landessprachen einführen wollten, den Vorwurf, daß sie das gesellschaftliche Band der Christenheit zu zerreissen suchten. So wurden die oben angeführten, von der Communi-

cation mit Wälschland hergenommenen Ursachen, die die Ausbreitung des Italiänischen hätten befördern sollen, zum Theil unwirksam gemacht; und das unter den obern und mittlern Classen von den ältesten Zeiten her übliche Communications=Organ mußte die Ausbreitung der Italiänischen und Spanischen Sprache in dem 16ten Jahrhundert und zu Anfang des 17ten immer noch einschränken.

Indessen verlohr das Lateinische, wie es bey der fortschreitenden Bildung der Landessprachen nicht fehlen konnte, von dem Anfang des 17ten Jahrhunderts an, in jedem Lande immer mehr und mehr von seiner Herrschaft und seinem Gebrauch (*); und gerade in der Mitte dieses Zeitraums geschah es, daß die Französische Sprache alle Vortheile der Italiänischen und Spanischen vereinigte, sie in man=

(*) Man kann dieses aus den Klagen der damaligen Humanisten schließen. (S. *Burckhardi* hist. ling. lat. p. 432.) Auch das Studium der eigentlichen Wissenschaften, das in dem 17ten Jahrh. mit so großem Eifer getrieben wurde, mußte der Griechischen und Lateinischen Litteratur etwas nachtheilig seyn; daher die humanistischen Gelehrten am angeführten Ort sagen, man dringe itzo auf nichts als auf die so genannten Realien. Es war aber ganz natürlich, daß auf die Philologische Periode die Wissenschaftliche kam.

manchen übertraf, und unter den günstigsten Umständen sich den Europäern darbot. Dieses soll noch der Gegenstand des folgenden Abschnittes seyn.

Dritter Abschnitt.

Anwendung eben derselben Grundsätze auf die Französische Sprache.

Zuvörderst entscheidet das Principium der politischen Herrschaft in diesem Zeitraume für das Französische. Italien, das seit den Römern niemals mehr ein mächtiges Land gewesen war, hatte nun so gar jene Scheingröße, die es von der Religion entlehnt hatte, durch die Reformation verlohren. Spanien, nachdem es längst den Mittagskreis seiner Macht erreicht hatte, fing nun sichtbarlich an zu sinken. Deutschland war ein großes, aber durch seine fehlerhafte politische Verfassung schwaches Reich: auch konnte es aus bekannten Ursachen schlechterdings nicht in die Sprachen = Concurrenz kommen. England, das mehr Ansprüche in dieser Sache hatte, war noch nicht durch seine unermeßliche Besitzungen in den beyden Indien zu dem Colosse geworden, der in den neuern Zeiten

durch seine ungeheuern Arme in Erstaunen setzte — Und nun fing Frankreich an, an Bevölkerung, Reichthum und Macht alle diese Länder zu übertreffen, und sich zu einer wahren politischen Größe emporzuschwingen. Schon im Anfang der Communications-Periode äußerte es seinen Einfluß auf alle Europäische Staaten (23); aber der Westphälische Frieden, in welchem es dem Haus Oesterreich, und, wenn wir es gestehen wollen, dem halben Europa Gesetze vorschrieb, ist ein Beweis von dem großen Gewichte, das es in dem Europäischen System bekommen hatte. Unter Ludwig dem XIVten ward seine Macht so fürchterlich, daß beynahe alle Könige, Fürsten und Republiken durch eine allgemeine Verbündung ihr entgegen arbeiten mußten. — Nun werfe man einen Blick auf die Französische Sprache, so wird man sie in eben dem Maße, wie Frankreichs Macht stieg, sich in Europa ausbreiten sehn; und es verdient bemerkt zu werden, daß gerade der Nimwegische Frieden, wo Frankreich über seine zahlreichen Feinde triumphirte, und auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Epoche ist, wo sie sich als die Gesellschafts-Sprache der höhern Classen auf eine auffallende Art zeigte (24).

Hiebey muß die geographische Ausdehnung Frankreichs, und seine in der Communications-Periode ungemein wachsende Volksmenge, die eine der Hauptquellen seiner Macht war, nicht aus der Rechnung gelassen werden. Durch die letztere berührte es die andern Nationen, mit denen es communicirte, in desto mehr Puncten, und konnte ihnen um so leichter seine Sprache mittheilen. Rechnet man aber überdieß zu einer Nation alles, was ebendieselbe Sprache redet, (und hier müßen wir es thun;) so war die Französische Nation, nächst der Slavonischen und Deutschen, längst die größte und zahlreichste in Europa, indem seit der Errichtung der Fränkischen Monarchie das Französische nicht nur in dem ganzen damaligen Frankreich, sondern auch in der Franche-Comte, (die aber erobert wurde,) in Savoyen, in einem Theile von Lothringen, von der Schweitz und den Niederlanden, ja selbst an einigen Gränzen von Deutschland, als Landessprache geredet wurde. Zwar unterschieden sich die Mundarten merklich von einander, doch nicht so weit, daß sie nicht leicht, wenigstens unter den höhern Classen, auf eine einzige ausgebildete hätten gebracht werden können. Da auf diese Art zu der extensiven Größe der Nation

unter Ludwig dem XIVten die außerordentliche politische Macht kam, die sich durch ungeheure Heere, glücklich geführte Kriege, und wichtige Eroberungen äußerte; so konnten die Wirkungen zum Vortheile der Französischen Sprache nicht anders als ungemein stark seyn, wenn auch alles übrige unter den communicirenden Nationen gleich gewesen wäre.

Allein auch in andern Stücken war der Vortheil auf Frankreichs Seite: denn jener von dem Anfange des 17ten Jahrhunderts an, sichtbarlich steigenden Macht ging die Cultur der Nation und die Bildung ihrer Sprache immer zur Seite, und Frankreich übertraf hierin alle policirte Nationen, die vor ihm auf dem Schauplatze der Welt irgend eine merkwürdige Rolle gespielt hatten.

Welche Nation hatte jemals ihre Sprache so weit ausgebildet, und ihr insonderheit einen so festen Charakter gegeben, als die Französische in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts that? Dieser Charakter besteht vorzüglich in der natürlichen Ordnung und in der Regelmäßigkeit der Wortfügung. Weder die Italiänische, noch die Spanische, noch die Englische Sprachen besitzen diese Regularität in so hohem Grade wie sie; sie erlauben

lauben sich, besonders in dem poetischen und rednerischen Styl, außerordentliche Freyheiten (25), da hingegen die Französische Wortfügung in der Poesie beynahe ebendieselbe ist wie in der Prose. Dieß ist von nicht geringer Wichtigkeit, wenn es auf die Erlernung einer fremden Sprache ankommt; denn die poetischen und rednerischen Schriften einer Nation sind doch immer derjenige Zweig ihrer Litteratur, der von den Fremden am meisten gesucht wird. Bey der Italiänischen, der eigentlichen Nebenbuhlerin der Französischen, ist die Inversions-Freyheit am größten. Ueberdieß unterscheidet sich die Italiänische Poesie noch in andern Stücken von der Prose, so daß man, um die Italiänischen Dichter zu verstehen, beynahe eine zweyte Sprache studiren muß (26). Eben so kann man im Stande seyn, den Englischen Zuschauer und den Don Quixotte zu lesen, und doch in dem Milton und in dem Garcilaso de la Vega nicht fortkommen: allein wer genug Französisch kann, um den Pascal zu lesen, wird auch in Rousseau's Oden keine Sprach-Schwierigkeiten finden. Diese große Regularität bekam die Französische Sprache erst gegen das Ende der Regierung Ludwigs des XIIIten, noch mehr aber im Anfange der Regierung Lud-

wigs des XIVten; denn Montagne hat noch kühne Wortfügungen, und Malherbe, der doch schon unter die guten Dichter Frankreichs gerechnet wird, hat noch Inversionen, die von Corneille an bis auf Voltairen in keinem classischen Werke mehr vorkommen (*). — Dieß ist aber nicht alles. Wer die Französische Sprache etwas genauer kennt, und sie mit der Griechischen und Lateinischen, und mit den vornehmsten unserer heutigen Sprachen zu vergleichen im Stand ist, wird über die durchgängige Festigkeit, die sie in einem so kurzen Zeitraum erhalten hat, erstaunen. Alles ward bestimmt, das Materielle so wohl als das Formelle der Sprache; nichts ward dem Eigensinn oder der Neuerungssucht der Schriftsteller überlassen. Alle, so gar die kleinsten Sprachfehler wurden an dem Verfasser des Cid gerügt. Bey neuen Wörtern, bey neuen Redensarten ward die strengste Analogie als ein unverletzliches Gesetz vorgeschrieben und beobachtet; und auch diese war nicht entscheidend, wenn der

Geschmack

(*) Z. B. Les vents qui les chênes combattent. *Malherbe.* Und, Valois qui les dames aime, deux couronnes posséda. In komischen Gedichten, dergleichen die *Pucelle* ist, kommen solche Inversionen noch vor, und da vermehren sie die komische Wirkung.

Geschmack sich nur im mindesten beleydigt fand (*). Diese Festsetzung der Sprache macht der Französischen Nation in meinen Augen ungemein viel Ehre; sie ist ein sicherer Beweis, wie viel gute Köpfe es damals in Frankreich gab. Denn man glaube nicht, daß die Französische Akademie durch Machtsprüche, wenn sie auch durch die königliche Auctorität wären unterstützt worden, der ganzen Nation eine solche Regelmäßigkeit hätte aufdringen können, wenn diese nicht bereits dazu geneigt gewesen wäre. Eine in der Hauptstadt des Königreiches unter königlichem Schutz errichtete, und aus den vor-

treflichsten

(*) H. Wieland sagt in seiner Clelia und Sinibald, (Merkur April 1684. S. 43.) Entknotigung des Romans. Das Wort hat Analogien für sich, wie Entschädigung, Entsündigung; aber ist auch der Geschmack damit zufrieden? lautet es nicht barbarisch? — Mit dem Wort vervollkommnen, und dem davon abgeleiteten Vervollkommnung ist mein Ohr noch nicht ausgesöhnt. Es muß etwas mißfälliges haben, indem einige Schriftsteller vervollkommenen, andere vervollkommen schreiben. Nur der beynahe unentbehrliche Gebrauch desselben beym didaktischen Vortrag kann es entschuldigen. — Wenn aber einer unserer größten Dichter in seiner Ode an den Kayser den Papst den dreykrontragenden Obermönch nennt, so macht er eine Zusammensetzung, welche, (die Härte des Worts nicht gerechnet,) wider alle Sprach-Analogie, und eben so gothisch ist, als das dreyfache Diadem selbst. †

treflichsten Geistern bestehende Gesellschaft mußte freylich ein großes Ansehen haben, und die Schriftsteller nach und nach gewöhnen, die Neuerungen, die der eigensinnige Sprachgebrauch, oder ein despotischer Scribent einführen wollten, nicht anzunehmen, bevor sie von diesem litterarischen Parlament einregistrirt waren: allein wo ist das Land, wo sich so viele Schriftsteller über die Sprache vereinigen, und wo ist die aufgeklärte Nation, die sich dergleichen Gesetzen freywillig unterwerfen würde? Der Grund davon liegt offenbar in dem zum Gefühl der Convenienz am meisten aufgelegten Geiste der Franzosen, und in den Fortschritten, die der gute Geschmack unter ihnen gemacht hatte.

Ich weiß, was man wider eine solche Festsetzung der Sprache, vielleicht nicht ohne Grund, einwenden kann; (wie dann überhaupt bey einer Sprache eine ihrer Vollkommenheiten nicht leicht ohne Nachtheil der übrigen auf die höchste Stuffe kann getrieben werden:) ich weiß insonderheit, wie sehr sich eine gewisse Gattung von Schriftstellern dagegen sträubt. Allein wäre sie auch wirklich so nachtheilig für die Originalköpfe, als sie ihnen, wenn sie nur nicht in einen pedantischen Purismus ausartet,

artet, nothwendig und heilsam ist; so ist wenigstens gewiß, daß diese Eigenschaft allein schon hinlänglich war, die Französische Sprache zu einem bequemen Communications-Organ zu machen, und sie allen Europäischen Nationen zu empfehlen. Wer diese an dem Hof, unter den obern und mittlern Classen der Hauptstadt und der Provinzen, auf der Schaubühne, und in den Schriften der Gelehrten herrschende Sprache einmal gelernt hatte, konnte nun versichert seyn, daß er nicht nur überall verstanden, sondern auch als eine Person von der feinern Welt würde angesehen werden. Und da eine Gesellschaft, die in der größten Achtung stand, und sie durch ihre Werke verdiente, über der Erhaltung dieser Sprache sorgfältig wachte; so war man nicht in der verdrüßlichen Nothwendigkeit, die Grillen eines jeden Schriftstellers, der sich auszeichnen wollte, zu studiren, und sein ganzes Leben hindurch an der Sprache zu lernen. Ist es nicht etwas außerordentliches, daß von Pascal an bis auf Voltairen, die Französische Sprache sich so wenig geändert, und daß gerade die Nation, die man für die unbeständigste unter allen Europäischen hält, und die es wirklich in einigen Rücksichten ist, ihrer Sprache am meisten Festigkeit und Charakter gegeben hat? (27)

Aber

Aber schon vor dieser Epoche behauptete das Französische einen vorzüglichen Platz unter den cultivirten Sprachen in Europa; denn man hüte sich ja, die ganze Bildung und Politur derselben auf die Rechnung des Cardinals von Richelieu und Ludwigs des XIVten zu schreiben. Ronsard, der in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts lebte, wurde von Opitz gelesen und nachgeahmt. Montagne (geb. 1533) hat immer noch für seine Landsleute und uns unnennbare Reitze. Des-Portes (geb. 1546) wird noch heutzutage in Frankreich geschätzt, und Malherbe (geb. 1556) wird als der Schöpfer seiner Sprache und der Französischen Ode angesehen. Dieser merkliche Grad von Bildung, den die Französische Sprache schon im 16ten Jahrhundert hatte, muß nicht übersehen werden, indem wir sie schon in diesem Zeitraume der Italiänischen und Spanischen häufig zur Seite gehen sehn (28).

Frankreichs Cultur verdient eine genauere Untersuchung, weil sie meines Bedünkens am meisten zur Verbreitung seiner Sprache beygetragen hat. Ich werde sie so genau als möglich zu bestimmen suchen, und mein Urtheil nicht nach den Vorurtheilen, die man in einigen Ländern wider die Fran-

zösische

zösische Nation hegt, noch weniger nach dem Französischen Nationalstolze, sondern nach Thatsachen und unpartheyischen Zeugnissen abmessen.

Außer einem sehr glücklichen Klima, das weder durch übermäßige Hitze die Geister zerstreut und die Fibern erschlafft, noch durch strenge und anhaltende Kälte sie verdicket und steif macht; und außer einem Boden, der weder durch allzugroße Ergiebigkeit zur Trägheit einlädt, noch durch Kargheit die Industrie muthlos macht, haben sich von je her viele äußerliche Ursachen vereiniget, um diesem Lande eine frühzeitige Cultur zu geben. Schon die Nachbarschaft Italiens mußte seinen mittäglichen Provinzen in dieser Rücksicht sehr vortheilhaft seyn, besonders da die Römer nach der Eroberung derselben eine beträchtliche Menge Colonien dahin schickten. Aber lange vorher schon, ehe diese Provinzen unter Römische Herrschaft kamen, war Marseille von Griechen gebaut worden. Diese Stadt ward hernach durch den Flor der Wissenschaften so berühmt, daß Cicero sie das neue Gallische Athen nannte, und daß die vornehmsten Römer dahin reiseten, um sich zu bilden: auch hatte sie die umliegenden Provinzen mit Colonien bevölkert, die

die

die berühmtesten Städte bauten. — So vereinigte sich Griechische und Römische Cultur in dem mittäglichen Gallien; und es verdient bemerkt zu werden, daß eben dieses Land das erste war, in welchem nach einer mehr als sechshundertjährigen Barbarey Aufklärung und Geschmack in Europa wieder auflebten. Ist es nicht wahrscheinlich, daß aus den Wurzeln jener alten Cultur, die zu tief lagen, als daß sie von dem verderbenden Schwerte der Barbaren konnten verletzt werden, die neuen Sprößlinge hervorwuchsen, die hernach unter den Italiänischen Himmel verpflanzt, und von den geschickten Händen eines Dante und Petrarcha gepflegt, daselbst die herrlichsten Früchte trugen? (29) — Bald wurde ganz Gallien Römisch; die ganze Regierung des Landes bekam eine Römische Form; alle Gesetze und Urkunden wurden in Lateinischer Sprache abgefaßt; in allen beträchtlichen Städten wurden Schulen und Akademien errichtet, wo alle Arten von Wissenschaften, vorzüglich aber die Beredtsamkeit gelehrt wurden. Juvenal weiset daher die Römer, die sich in der letztern üben wollten, nach Gallien (*). Die Gallischen Rechtsgelehrten waren

(*) Juvenal Sat. 7. v. 147.

waren zu den Zeiten der Kayser berühmt; (*) und wenn das Lateinische in dem Munde eines Römers mehr Würde und Nachdruck hatte, so erhielt es in dem Mund eines Galliers mehr Reichthum und Reitz (30).

Diese Römische Cultur ward nun freilich von den Barbaren, die theils in Gallien sich niederließen, theils dieses Land verheerend durchzogen, beynahe erstickt: allein die Römische Sprache fuhr doch fort, daselbst die Schriftsprache, und einigermaßen auch die Sprache des Volkes zu seyn. Welch eine Menge von Begriffen müßen nicht mit ihr zu der neuen Nation übergegangen seyn, und sich unter derselben erhalten haben! — Doch den beträchtlichsten Gewinn zog die Nation aus dieser Sprache erst alsdann, als sie nach Jahrhunderten von Barbarey und Verwirrung die letzten großen Schritte zu ihrer völligen Bildung that. Zwar hatte sich die neue Sprache mit dem Laufe der Zeit merklich von ihrem Ursprung entfernt, und eine ganz andere Wendung genommen; doch konnte sie immer noch Zuflüsse von ihrer Quelle bekommen. So bald eine

(*) Gallia causidicos docuit facunda Britannos.

Juv. Sat. 15. v. III.

ne neue Empfindung, ein neues Gefühl, ein neuer Gedanke in der Seele eines Franzosen aufkeimte, fand er in seiner gelehrten Sprache ein demselben entsprechendes Wort, heftete seinen neugebohrnen Begrif daran, und trug ihn hernach mit dem Wort in die gemeine Sprache über. So ward jede neue Vorstellung, jede neue Empfindung, die in einem glücklichen Kopfe, in einer gefühlvollen Seele entstanden war, in die Circulation gebracht, und vermehrte den Ideenschatz der ganzen Nation. Insonderheit dienten die Uebersetzungen der Lateinischen Classiker, dergleichen Begriffe in die gemeine Sprache überzutragen. — Dieser gewiß wichtige Einfluß, den die Lateinische Sprache in die Bildung der Italiäner, Franzosen, Spanier und Engländer hatte, ist noch nicht deutlich genug bemerkt worden. Man lasse in der Periode, da die Deutsche Nation sich bildete, einen Deutschen in dem Fluß seiner Gedanken, oder in dem Strome seiner Empfindungen auf einen neuen Begrif stossen, so mußte er, um sich desselben zu versichern, und ihn in Umlauf zu bringen, ein neues Wort machen, oder einem alten eine neue Bedeutung geben; welches aber weder leicht, noch allezeit rathsam war, weil er Gefahr lief, nicht verstanden, oder als ein

Sprach-

Sprachverderber angesehen zu werden. That ers aber nicht, so war der neue Begrif nicht nur für die Nation, er war so gar für ihn selbst verlohren; denn wie leicht entwischen uns unsere Ideen, besonders die von der höhern Abstraction, wenn wir sie nicht an Zeichen binden? Eben das wiederfuhr ihm, wenn bey Lesung eines Lateinischen classischen Schriftstellers sich ein neuer Begrif in seiner Seele entspann. Wenn er ihn auch durch den vorhandenen Lateinischen Ausdruck festhielt, so konnte er ihn doch nicht in den gemeinen Umlauf bringen. Freilich wird endlich die Sprache von dem Genie groser Geister befruchtet, daß sie Früchte trägt, zu denen sie nicht aufgelegt zu seyn schien. Allein diese Früchte werden bey einer Nation schneller reifen, die von einer bereits gebildeten Sprache nehmen kann, was sie will. Es ist ungleich leichter, sich durch Erbschaft, als durch seinen Kunstfleiß zu bereichern (31).

Diesen Vortheil theilte Frankreich mit andern Ländern, deren Sprachen von der Lateinischen abstammen. Aber die politische Verfassung, in die es nach und nach kam, ist vielleicht die allergünstigste, um einem Volke eine vorzügliche Politur zu

geben. Mitten unter der Feudal-Zerrüttung blieb doch die Königliche Würde das gemeinschaftliche Band aller Provinzen dieses Reichs; und wuchs endlich zu Königlicher Gewalt, die die zerstreuten Kräfte aller Vasallen verschlang. Aber diese Revolution endigte sich nicht mit dem Despotismus. Der Adel verlohr nach und nach seine Ländereyen und seine oberherrlichen Rechte, aber nicht seinen Stolz, und seine Begriffe von Ehre, die, tief gewurzelt, ein unüberwindlicher Damm gegen die willkührliche Gewalt waren. Die Geistlichkeit blieb ein großer ehrwürdiger Körper, den der König eben so wohl als der Römische Bischoff schonen mußte. Das Volk, von den Königen begünstiget, und von dem allmählig-wachsenden Wohlstand unterstützt, rang sich nach und nach aus dem Staube hervor, und gewann an Vorrechten in dem Maße, wie der Adel davon verlohr. Zwar hörten die Versammlungen der Reichs-Stände auf; allein die Parlamenter traten einigermaßen an ihre Stelle, und mäßigten den allzuraschen Gang der Königlichen Gewalt, ohne, wie es oft in England geschieht, ihre Nerven zu lähmen. So ging die Freyheit, die der Adel in den Lehen-Jahrhunderten in einem überschwänglichen Maße genossen hatte, nicht

ver-

verlohren; und ob wohl das Haupt den größten Theil davon an sich zog, so wurde doch der übrige durch den ganzen Staatskörper gleicher ausgetheilt. Gerade das Gegentheil geschah in Deutschland, wo die große Vasallen zu allen Rechten der oberherrlichen Gewalt gelangten, während daß ihre Unterthanen in einer Art von Sklaverey blieben, wovon die Spuren noch heutzutage nur allzu sichtbar sind.

Hieraus läßt sich begreifen, warum ohngeachtet der unermeßlichen Gewalt, zu der die Könige von Frankreich unter Ludwig dem XIIIten und XIVten gelangten, doch noch so viel Freyheit unter allen Ständen des Königreiches blieb (32). Aber diese Freyheit, indem sie sich an den Thron des Monarchen anschmiegte, verlohr ganz ihre natürliche Rauheit, und nahm jene Geschmeidigkeit an, die der Verfeinerung der Sitten so vortheilhaft ist. Hiezu kam die ungeheure Volksmenge, die sich in dem engen Raume der Hauptstadt zusammendrängte, wodurch insonderheit die gesellschaftliche Cultur ungemein mußte befördert werden. Der Hof war das Muster dieser Stadt, und die Stadt das Muster des ganzen Königreichs. So ward Geschmei-

schmeidigkeit und Milde der Sitten, mit freyem Anstande gepaart, der Charakter der guten Französischen Politesse, wovon aber freilich das Ideal weder von den Französischen Perückenmachern, noch von den irrenden Marquis genommen werden muß (33). Sie liegt mitten inne zwischen der Blödigkeit und der ungeschlachten Freyheit. Sie giebt dem Umgange den reitzendsten Anstrich, und hält die Ausbrüche der ungeselligen Leidenschaften zurück. In ihrem Munde verlieren die unangenehmen Wahrheiten, die gesagt werden müßen, ihre Bitterkeit, und das Lob erhält neuen Reitz. Sie begleitet die Wohlthaten, die man dem Freunde erweiset, und stellt sie ihm als eine Erleichterung vor, die man seinem eigenen Herzen verschafft. Sie nähert alle Stände der Gesellschaft, und stellt einigermaßen die ursprüngliche Gleichheit unter den Menschen wieder her. Kurz, sie ist die schönste Blüthe der Menschenliebe, und setzt immer eine gewisse Seelengüte voraus. Eine Nation, bey welcher sie herrscht, hat gewiß viele gute Menschen, oder hat sie wenigstens in der vorhergehenden Periode gehabt: denn ich gebe gerne zu, daß bey einer Nation, deren Verfeinerung in Corruption ausartet, sie endlich auf bloße Ceremonien und

Formeln hinausläuft, ja selbst der Firniß und das Vehikel der Verstellung und des Betruges wird.

Schon in den ältesten Zeiten scheinen die Franzosen in der gesellschaftlichen Cultur einen Vorzug vor allen andern Nationen gehabt zu haben. Wenigstens rühmte sich derselben schon im 14ten Jahrhundert ein gelehrter Franzose; und Petrarch, so sehr er ihm auch den Leichtsinn, die Geschwäzigkeit und die Ruhmredigkeit seiner Nation vorwirft, scheint ihm doch die Französische Urbanität der Sitten nicht streitig zu machen (15). Auch bemerkt man schon an den alten Französischen Rittern eine gewisse Politesse, die man weder bey den Spanischen, noch bey den Rittern irgend einer andern Nation findet: ein Beweis, daß sie tief im National-Charakter liegen muß, und ob sie wohl, im allgemeinen, in der Achtung der Germanischen Völker gegen das weibliche Geschlecht, und in dem freyern Umgang der Männer mit demselben, gegründet seyn mag, doch, was die Französische Schattirung betrifft, von dem Klima herzuleiten ist.

Eben diese durch die monarchische Gewalt gemäßigte und geschliffene Freyheit mußte ihren Einfluß auch auf das schon durch das Klima gemäßig-

te Genie der Nation haben. Der ganze Geschmack derselben mußte eine gewisse Temperatur, eine Mischung von Freyheit und Einschränkung bekommen, wodurch gerade derjenige Charakter entstand, der ihrer Litteratur bey allen Nationen Eingang verschaffte.

Ich bin nicht gesonnen, dem Französischen Geschmack hier eine Lobrede zu halten: aber es sey mir vergönnet, zu fragen, warum die Französischen Dichter und Redner von allen Nationen in Europa am häufigsten gelesen werden; warum keine Nation eine so große Menge von Werken des Geistes besitzt, die alle von den Fremden mit Beyfall aufgenommen worden sind; und warum, wenn man die ganze Summe des Vergnügens berechnet, das die ästhetischen Producte von einer jeden Nation, allen Classen gewähren können, der Vorzug auf Seiten der Französischen ist? — Du zählest die Menschen, wird man vielleicht antworten, und summirest das Vergnügen; ich aber will sie wägen, und den Grad des Vergnügens messen, das die Schriftsteller anderer Nationen den Kennern gewähren; dann wollen wir erst sehen, auf welcher Seite der Ausschlag seyn wird. — Ich gestehe

es,

es, auf diese Art würde man vielleicht auf ein ganz anderes Resultat kommen: aber ich befürchte, daß wir alsdann bald nicht mehr wissen werden, was guter Geschmack ist, und daß ein jeder seine individuelle, oft eigensinnige Art zu empfinden, uns als allgemeine Regel wird aufdringen wollen. In der That, wenn wir einmal die Fürsten, die Großen, die Frauenzimmer, und überhaupt die Personen in den obern und mittlern Classen, die eine gute Erziehung genossen haben, ohne jedoch in die Künste und Wissenschaften tief eingedrungen zu seyn, von diesem Tribunal ausschließen, und nur gelehrte und tiefsinnige Kenner zu Richtern annehmen; dann ist die Einheit des Geschmacks verlohren, und es ist unnöthig, nur ein Wort über die ganze Sache zu verlieren. (*) Man sage nicht,

 die

(*) Es ist eine allgemeine Regel: was unter einer cultivirten Nation von den obern und mittlern Classen mit Vergnügen gelesen wird, das muß ästhetisch gut seyn, wenn auch die ganze Zunft der Kunstrichter dawider schreyt. Und hinwiederum: was diesen Classen nicht gefällt, das muß irgend einen wesentlichen Mangel haben, oder es gehört nicht in das ästhetische Fach. Aber ich wiederhohle es, die Nation muß sich in der letzten Periode ihrer Cultur befinden. Die Kennzeichen dieses Zustandes müßen genau, und so angegeben werden, daß man hier in keinen Cirkel geräth.

die Frage müße durch Theorie entschieden werden: denn wie viel Theorien haben wir nicht, und was läßt sich nicht alles aus Theorien herausbringen? — Also noch einmal: die Menge der ästhetischen Werke, die die Französische Nation besitzt, und der Beyfall ihrer guten Schriftsteller bey andern Nationen, der allgemeiner ist, als der, den die ästhetischen Schriftsteller irgend einer andern der gegenwärtig blühenden Nationen erhalten haben, ist ein Beweis, daß in dem Französischen Geschmack etwas für alle Europäische Nationen schickliches liegen muß. Ich nehme aber diesen Geschmack so, wie er in der blühendsten Periode der Regierung Ludwigs des XIVten war.

Vielleicht aber besteht doch der ganze Vorzug dieses Geschmacks in einer gewissen Mittelmäßigkeit, welches gerade die Eigenschaft ist, wodurch er sich allen Nationen und allen Classen empfehlen konnte? — Es sey; so ist diese Mittelmäßigkeit wie die goldne Mediocrität des Horaz, worein dieser Dichter die Glückseligkeit setzt (*). Zuvörderst haben

(*) B. 2. Ode 10. Nach dem Aristoteles ist selbst die Tugend eine gewisse Mittelmäßigkeit (μεσοτης), und das

haben die guten Französischen Dichter eine Klarheit, dergleichen man kaum bey den Prosaikern anderer Nationen findet. Wer nur die Sprache versteht, und die Kenntnisse besitzt, die bey jedem wohlerzogenen Menschen vorausgesetzt werden, kann sie lesen, und ohne sonderliche Mühe lesen. Eine der Ursachen hievon haben wir bereits in dem Mechanismus der Sprache gefunden: allein die Hauptursache liegt ohne Zweifel in der Leichtigkeit der Conception, und in der Klarheit (*netteté*) der Ideen, die ein Charakter der guten Französischen Schriftsteller ist. Alle lange Perioden werden vermieden; oder, wenn der rednerische Styl und die Menge der Bestimmungen, die der genaue Schriftsteller seinem Hauptgedanken giebt, ihre Kürze nicht erlaubt; so sind sie, wie in dem Bossuet und d'Alembert, mit der größten Kunst gemacht, um ja nicht schwehrfällig oder schleppend zu werden. Die verworrenen werden schlechterdings nicht geduldet. Den Zweydeutigkeiten, wozu die Sprache einen

das Laster besteht in Uebertreibung und Mangel (ἐν ὑπερβολῃ και ἐλλειψει.) Ethic. L. II. c. 10. Auf diese Begriffe baut er im folgenden Buch die Erklärung aller Tugenden. Man sieht, wie wenig eine solche μεσοτης die Vortrefflichkeit ausschließt.

einen natürlichen Hang hat, wird eben deswegen auf alle Art vorgebeugt. Auf die Pronomina wird die größte Aufmerksamkeit gerichtet, damit ihre Beziehungen dem Leser sogleich auffallen. In einer Periode herrscht ordentlicher Weise nur Ein Hauptgedanke, dem alles übrige untergeordnet ist; und wenn der Sprache die Wörter und die Formen fehlen, wodurch die Lateinische Periode ein so schön verwebtes Ganzes wird, so sucht der Französische Dichter und Redner seine Gedanken so aneinander zu reyhen, daß sie diese Bindewörter und diese Formen entbehren können (*). Es wäre ungereimt, den Grund dieser Klarheit in den Mangel des Tiefsinnes und in die Seichtigkeit zu setzen. Wenige Werke des Geschmacks vertragen den Tiefsinn; und an scharfsinnigem Witze fehlt es wahrlich

(*) Indessen giebt doch die Freyheit, die die Franzosen bey dem Gebrauch ihrer Participien haben, bisweilen zu sehr schön = verwebten Perioden Anlaß. Man lese folgende Verse aus der Henriade 6 Ges.

Tels des antres du Nord échappés ſur la terre,
Précédés par les vents, et ſuivis du tonnerre,
D'un tourbillon de poudre obſcurciſſant les airs,
Les orages fougueux parcourent l'Univers.

Ueberhaupt hat unsere Sprache Ursache, die Französische um ihre Participien zu beneiden. Ich berufe mich auf unsere Geschichtschreiber. †

lich den classischen Schriftstellern der Franzosen nicht. Aber freilich mußte eine Nation von einer so großen Leichtigkeit des Genies eine Menge seichter und wässerichter Schriften hervorbringen.

Der Französische Geschmack hat aber noch einige andere Eigenschaften, um derentwillen ich ihm die goldne Mediocrität zuschreiben möchte. Er ist ein Feind von den übertriebenen, weitgesuchten und zu sehr gehäuften Metaphern. Er liebt das Gigantische in den Gedanken und Bildern, das Brausende in den Wörtern, überhaupt den orientalischen Styl nicht. Die Vergleichungen müßen genau und passend seyn, und die Homerischen Ausschweiffungen, so sehr sie auch der Einbildungskraft gefallen, werden schlechterdings verworfen (34). In den Schauspielen liegt ein leicht zu fassender und leicht sich entwickelnder Plan zum Grund, und durchgängig herrscht eine gesellschaftliche, mehr correcte und zierliche als poetische, am allerwenigsten aber eine unnatürliche, auf der Englischen und Deutschen Schaubühne nur zu gewöhnliche Sprache. Die Charaktere der Personen überschreiten nie ein gewisses Maß von Menschlichkeit; besonders erscheinen die Bösewichter nie ganz als moralische

Unge=

Ungeheuer, die in einer guten Seele mehr Eckel als Bewunderung oder Erstaunen erregen (*). Die Erdichtungen fallen nicht so in das Abentheuerliche, Unwahrscheinliche und Lächerliche, wie bey den andern Nationen. In allen ernsthaften Stücken wird bey den Situationen und Handlungen ein gewisser Anstand und Respect gegen die äußerliche Sitten beobachtet, wider welche fast auf allen Theatern verstossen wird. Die pöbelhaften Ausdrücke und die

(*) Die Französische Schaubühne hat zwar auch ihren Atreus, ihren Catilina u. s. w. allein diese Stücke bekam sie erst, als Corneille und Racine die Französischen Dichter, (den einzigen Voltaire ausgenommen,) zur Verzweiflung gebracht hatten. Und dann ist das Schröckliche des Crebillon bey weitem nicht so geschmacklos und so empörend, wie das in einigen unserer Trauerspiele. Demohngeachtet sagte Boileau, als er von der Aufführung eines solchen Crebillonischen Stücks herkam, er habe den Racine betrunken gesehen. Was soll man von denen sagen, die das Unanständige, das Regellose, und die übrigen Ausschweiffungen des Verfassers des Götz von Berlichingen nicht nur nachahmen, sondern noch übertreiben, ohne sein Genie, und (woran sie vielleicht nicht denken,) ohne so viel Geschmack zu haben, als er? — Betrunken ist zu wenig; aber in Σωκρατης μαινομενος liegt eine schickliche Benennung für sie; und Haller hat auch sie gemeynt, wenn er sagt;

„An Muth ist keiner Alexander,
An Thorheit gehn ihm tausend vor.„ †

die Pickelhäringspossen, die man in den ernsthaftesten Stücken der Spanier, Engländer, Italiäner und Deutschen findet, werden als etwas äußerst unschickliches vermieden. Kurz, der Geschmack setzt dem Französischen Genie überall Schranken, damit weder das Ohr oder der Athem ermüdet, noch die Imagination überspannt, noch der gesunde Menschenverstand verhöhnt, noch das moralische Gefühl beleydiget werden (*).

Ein solcher Geschmack leidet das Außerordentliche nicht. Er will nicht in Erstaunen setzen: er will bloß gefallen und rühren: er begnügt sich, wenn man überall Zierlichkeit findet, und nur hie und da ausruft: das ist vortreflich! — Dieß ist wirklich der Charakter der guten Schriftsteller unter Ludwig dem XIVten. Welch ein vortrefliches Buch ist Fenelons Telemach! Wer kann es anfangen zu lesen, ohne in den Zauberkreis der Empfindungen dieser schönen Seele hineingezogen zu werden?

(*) Es versteht sich, daß ich hier von Werken rede, deren Natur und Bestimmung es mit sich bringt, das moralische Gefühl nicht zu beleydigen. Von Chaulieu, von la Fontaine, noch weniger von Grecourt ist also hier die Rede nicht. Uebrigens haben wir, was diese Gattungen betrifft, den Franzosen nichts vorzuwerfen. †

werden? Dennoch ist nichts außerordentliches darin, weder in der Schreibart, noch in den Charakteren, noch in den Begebenheiten. Man wird durch nichts besonders überrascht: man geräth in die Versuchung zu glauben, daß man es auch so gut hätte machen können. Und doch hat keine Nation ein bey allen Nationen und unter allen Classen so beliebtes Buch aufzuweisen. — Hingegen haben alle andere unter ihrer schönen Litteratur Producte, die weil sie etwas Außerordentliches an sich haben, ihnen auch ein größeres Ansehen von Originalität geben. Es kann auch seyn, daß einige ihrer Schriftsteller eben darum, weil ihnen der Geschmack nicht immer so nahe zur Seite ging, hie und da durch einen kühnen Schwung den Gipfel der ästhetischen Vollkommenheit erreichten, während daß die Französischen sich demselben meistens nur näherten. Daher kommt es vielleicht, daß die Französische schöne Litteratur, die ein so großes Glück unter allen Nationen gemacht hat, doch unter Kennern, auch wenn sie ohne Leidenschaft urtheilen, bisweilen Verächter findet. Das feinste und durch das Studium der Kunst geschärfteste Gefühl kann doch nur einseitig seyn: und gerade das kritische Studium, das vorzüglich nur auf Einen Zweck gerichtet war, kann

den ästhetischen Sinn eingeschränkt, und nur von Einer Seite empfindlich gelassen haben. Auch läuft bey Manchem, was er Originalität nennt, nicht selten auf Sonderbarkeiten und Gefühl der Anstrengung hinaus. Ein solcher Mann kann ein Product, wovon vielleicht nur ein kleiner Theil diese seine originelle Saite trifft, oder das ganz in den Ton seiner Eigenheit gestimmt ist, weit mehr schätzen, als ein anderes, wo er immer nur mit Seelen von gemeinem schlichten Geschmacke sympathisiren muß. Diese rechnet er zwar nicht zu dem Pöbel; aber sie reichen eben doch nicht an das hohe Ideal, das er sich in den Kopf gesetzt hat, und das vielleicht am Ende nur sein Ideal ist. So kann ein Kunstrichter leicht den Hamlet der Iphigenia und der Athalia, und noch leichter das verlohrne Paradies durchgängig der Henriade vorziehen. Eine einzige Ode von Klopstock wiegt seinem Urtheile nach, alle Oden Rosseau's und aller Franzosen auf. Dergleichen Männer muß es insonderheit unter einer zum Tiefsinn aufgelegten Nation geben, bey der oft das schon ein Verbrechen ist, daß man ihr nicht mehr zu denken und zu rathen giebt, sollte es auch bloß durch eine seltsame Versetzung der Wörter, oder durch verschraubte

Gedanken geschehen. Allein solche Männer sind offenbar nur in einem kleinen Gebiete die competenten Richter des Geschmacks; insonderheit müßen ihre negativen Stimmen nicht als Orakel angesehen werden. Man bewundere also immer die unerschöpfliche Einbildungskraft des Ariost; man erstaune über das hohe und niederschmetternde Genie des Shakespear und Milton; man wandle an der Hand des Ossian mit melancholischem Entzücken unter den Gräbern der Barden und Helden; man sage, Klopstock habe seine Messiade einem Seraph abgelauscht, und Göthe habe die Natur bey Anspinnung der Leidenschaften auf der That ertappt: alles dieses hindert nicht, daß Racine und Voltaire unter den aufgeklärten Classen aller polirten Nationen nicht weit mehr Leser finden, und einen allgemeinern Beyfall erhalten sollten, als alle diese Schriftsteller; daß ihnen also nicht der Vorzug des Geschmacks sollte zuerkannt werden. Ich halte die Wahrsagung des Glaukus für eines der größten Meisterstücke der lyrischen Poesie, und ich kenne wenig Oden im Horaz, die ich mit ihr vergleichen möchte: allein mit welchem Rechte kann ich verlangen, daß dieses mein Urtheil, welches vielleicht nur das von etlichen Deutschen ist, von

ganz

ganz Europa, und selbst von dem Könige, der nach dem Verfasser dieser Ode Meister in allen Künsten der schönen Geister ist, unterschrieben werden soll? (35)

Indessen thaten sich die Franzosen unter der Regierung Ludwigs des XIVten in Arten hervor, worin sie unstreitig alle übrige Nationen übertrafen. Keine Nation hätte damals solche Meisterstücke von Beredtsamkeit aufzuweisen, und noch itzo kömmt ihr keine in der Menge derselben gleich. Auch ist es noch nicht lange, daß England in der Kunst, die Geschichte zu schreiben, mit Frankreich zu wetteifern angefangen hat. Zwar waren die Italiäner auch hierin den Franzosen zuvorgekommen; aber auch sie wurden hernach durch die Menge gut-geschriebener Geschichten, die die Franzosen fast von allen Völkern lieferten, übertroffen. Ich betrachte aber hier die Geschichte bloß von Seiten des Geschmacks, der eigentlich die Menge der Leser bestimmt. — Noch muß ich hier zweyer Zweige der schönen Französischen Litteratur erwähnen, die ungemein viel zu Ausbreitung der Französischen Sprache beytrugen, ich meyne die Schauspiele und Romanen. Keine Nation konnte sich damals eines

Moliere oder Racine rühmen: und keine war so fruchtbar an Romanen, einer Gattung, die, weil sie die leeren Stunden der höhern Classen ausfüllt, einen überaus großen Einfluß auf die Ausbreitung der Sprache hat. Diese Producte zeichneten sich besonders durch die anständige Galanterie aus, wovon der Hof Ludwigs das Muster war. Der Asträa des d'Urfe, eines der ersten guten Romane, bediente sich selbst die Französische Akademie, um den Sprachkörper daraus zu bilden.

Alles, was ich bisher von der schönen Litteratur der Franzosen günstiges gesagt habe, schränkt sich vornehmlich auf die Regierung Ludwigs des XIVten ein: der Vorzug, den ich ihr eingeräumt, kann um so weniger bestritten werden, da damals der gute Geschmack in Europa noch nicht so ausgebreitet war wie heutzutage. Indessen will ich zur Bestätigung meines Urtheils einigen meiner Landsleute, die ihren unnatürlichen Geschmack dem Französischen vorziehen, und sich über alle Nationen erhaben dünken, während daß sie von keiner verstanden oder mit Vergnügen gelesen werden, das Urtheil des unpartheyischen Hume hersetzen. „Es fehlte, sagt er in seiner Geschichte von Großbritannien,

tannien, den Werken der Englischen Litteratur (zur Zeit Carls des IIten) noch immer viel an der Richtigkeit und Feinheit, die wir bey den Alten, und den Französischen Schriftstellern, ihren verständigen Nachahmern, so sehr bewundern. In diesem Zeitpuncte ließ diese Nation die Engländer in den Werken der Poesie, der Beredtsamkeit, der Geschichte, und in andern Zweigen der schönen Wissenschaften vornehmlich hinter sich; und erwarb sich einen Vorzug, den die äußerste Bemühung der Englischen Schriftsteller in dem folgenden Alter ihr nicht glücklicher streitig machen konnte„. Hume schreibt den regellosen und verdorbenen Geschmack, womit damals die Werke der größten Englischen Dichter angesteckt waren, der Ausgelassenheit der Sitten zu, die am Hofe Carls des IIten herrschte. Allerdings mußte die äußerliche Sittlichkeit, die den Hof Ludwigs verschönerte, auf die Werke der Französischen Dichter einen günstigen Einfluß haben: allein die Ursache von dem unlautern Englischen Geschmack lag ohne Zweifel noch tiefer in den Resten der Roheit und Barbarey, die England bey seiner mehr republicanischen Verfassung und seinem minder günstigen Klima später ablegte, als Frankreich.

Diese mit Zierlichkeit verbundene Leichtigkeit, die die Französische schöne Litteratur charakterisirte, verbreitete sich auch über die höhere und eigentlich so genannte Wissenschaften. Welch eine reine Sprache, welch eine Klarheit der Ideen, welch eine lichte Ordnung herrscht nicht, (um nur Ein Beyspiel zu geben,) in den Memoires der Königlichen Akademie der Wissenschaften, so gar bey Materien, denen die Dunkelheit und Trockenheit wesentlich zu seyn scheinen! Man glaube nicht, daß es immer die Seichtigkeit sey, die den Französischen Geometer verständlicher macht, als den Englischen und Deutschen; es ist sehr oft die gute und natürliche Stellung der Ideen, wodurch in den Französischen Lehrbüchern die schwehrsten Beweise auch für Köpfe von gemeiner Fähigkeit faßlich gemacht werden. Auch waren die Franzosen die ersten, die gewisse philosophische Materien in einen witzigen und unterhaltenden Vortrag einzukleiden wußten. Damit wird dieser Nation der Vorzug in den Wissenschaften nicht eingeräumt, denn sie steht offenbar den Deutschen und den Italiänern in der Erfindung (41), und den Engländern in dem Tiefsinne nach. Allein sie eignete sich doch immer alle wissenschaftliche Schätze der übrigen sehr bald zu, und

gab

gab ihnen nicht selten, was sie roh von ihnen empfangen hatte, verarbeitet und verfeinert zurück. Freilich mußte sie auch hierin durch die Leichtigkeit ihres Genies und durch ihre natürliche Lebhaftigkeit zu einer Menge eilfertiger und seichter Werke verleitet werden: aber desto besser für ihre Sprache; denn die Damen und Großen in Deutschland, Pohlen und Rußland, wünschen eben so wohl als die in Frankreich, die Meßkunst, die Naturlehre, und die Astronomie spielend lernen zu können.

Ohne mich weiter über die Französische Cultur auszubreiten, (von welcher ich gar gerne zugebe, daß das über die Macht Ludwigs des XIVten und den Glanz seines Hofes erstaunte Europa sie um einige Grade zu hoch gesetzt hat;) will ich nur noch ein Paar Reflexionen beyfügen. Der eigentliche Maßstab, wornach die Cultur einer Nation beurtheilt werden muß, ist die Ausbreitung der nützlichen und angenehmen Kenntnisse unter allen Classen und Ständen derselben. Die Keppler, die Kopernicke und die Leibnitze sind Beweise, was für große Anlagen eine Nation haben muß, die so außerordentliche Geister hervorbringt; allein von ihnen kann weder auf die Fürsten und den Adel,

noch auf die übrige mittlere und niedere Classen geschlossen werden. Unter diesen können immer die meisten Menschen noch roh, unwissend und ungesittet seyn (*). Wenn aber unter einer Nation die gute und anständige Erziehung bis zu den begüterten Bürgerfamilien herabsteigt; wenn in den etwas beträchtlichen Städten die Mädchen in den Anfangsgründen der Geschichte, der Erdbeschreibung, der guten Schreibart u s. w. unterrichtet werden; wenn von dem Düc und Pair an bis zu dem Land-Edelmann, alles die Kenntnisse schätzt, und nach dem Ruhme des Geschmacks und Witzes strebt; wenn wirklich unter diesen Classen die l'Hopitals und die

(*) Nur Ein Beyspiel, wie wenig sich von der Aufklärung einiger Personen und Classen auf die einer ganzen Stadt und Nation schließen läßt. Wien ist gewiß die aufgeklärteste der Katholischen Städte Deutschlands; und doch wurde bey dem Aufenthalt Pius des *VI*ten daselbst, der heilige Pantoffel in viele vornehme Häuser verlangt! — Würde das in Paris unter Ludwig dem *XIV*ten geschehen seyn? — Aber die Franzosen haben gewisse Grund-Irrthümer, das Päpstliche Ansehen betreffend, nie bey sich einwurzeln lassen. Ein Papst, wenn er auch im Jahr 1800 nach Wien kommen sollte, darf sich immer noch schmeicheln, daß sein Pantoffel daselbst circuliren wird. Warum sollte man auch einem in Glaubens-Sachen untrüglichen Menschen den Pantoffel nicht küssen? †

die Rochefoucauld nicht selten sind; wenn es Sevignes, Scuderis, des-Houlieres und Maintenons giebt: — dann kann man einer Nation eine vorzügliche Cultur zuschreiben. Man urtheile, ob zu den Zeiten Ludwigs des XIVten außer der Französischen Nation irgend eine andere sich einer solchen Cultur rühmen konnte.

Ein anderes Zeichen von vorzüglicher und durchgängiger Cultur ist, wenn eine Nation alle Zweige der Wissenschaften und Künste mit Erfolg bearbeitet. Die Franzosen werden in manchen Gattungen von andern Nationen übertroffen; allein nirgends sind sie ganz leer, und fast überall haben sie es zu einem gewissen Grade von Vollkommenheit gebracht. Man gehe alle Europäische Nationen nach der litterarischen Cultur durch, die sie in der zweyten Hälfte des 17ten Jahrhunderts hatten, so wird man finden, daß ihnen irgend ein Zweig der Wissenschaften, oder doch der dabey nöthige Grad von Geschmack fehlte. Wie elend stand es nicht, um nur Ein Beyspiel zu geben, bey den Italiänern und Spaniern um die Religionswissenschaft, ohne die sich keine wahre Cultur denken läßt; und wie vortheilhaft zeichneten sich auch hierin die Fran-

zosen, und zwar die Katholicken eben so wohl als die Reformirten, aus! Unter einer solchen Nation mußte eine gute Erziehung etwas sehr gemeines seyn, daß eine jede Wissenschaft und eine jede Kunst den fähigen Kopf finden konnte, der sich ihr wiedmete, und sie mit Erfolg bearbeitete. Auch mußte sie zu Erweckung und Bildung der Talente die vortrefflichsten Anstalten haben. — London war immer in einigen Rücksichten mehr als Paris: allein gab es jemals eine Stadt in der Welt, in der so viele Dinge sich vereinigten wie Paris unter Ludwig dem XIVten? Wer dieses leugnen wollte, müßte entweder unwissend, oder von dem Vorurtheile verblendet seyn.

Alle diese Ursachen, die sich zum Vortheile der Französischen Sprache vereinigten, und gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts ihre ganze Kraft äußerten, wurden durch eine außerordentliche Communication der Nation mit allen andern, in Wirksamkeit gesetzt. Kein Land ist durch seine Lage so sehr zur Communication mit andern Ländern bestimmt als Frankreich. Es berührt Spanien, Italien, Deutschland, die Schweitz, die Niederlande, und, wie man wohl hinzusetzen kann, Großbritannien.

tannien. Um mit entfernten Ländern zu communiciren, öffnet der Ocean seinen Flotten einen breiten Weg. Die Französische Nation wird von der Natur selbst aufgerufen, durch eben so viele Canäle sich in alle Europäische Staaten zu ergießen, so wie ihre Nachbarn hinwiederum von ihr angezogen zu werden scheinen. Diesen geographischen Vortheil vermißt Spanien beynahe ganz, und Italien hat ihn bey weitem nicht in gleichem Grade. Er mußte durch die vorzügliche Cultur der Französischen Nation und ihr politisches Gewicht für die Communication überaus wichtig werden, überdieß aber durch die dem Franzosen natürliche Lebhaftigkeit und Unruhe, die oft der einzige Stoß ist, wodurch er aus seinem Vaterland in andere Länder getrieben wird, der Französischen Sprache sehr zu statten kommen.

Durch eine besondere Begebenheit, die hier nicht übergangen werden muß, wurde diese Communication gerade gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts in Rücksicht auf einige Länder sehr stark, als die despotische Bigotterie des alten Ludwigs auf einmal eine ganze Masse von seinem Volk abriß, und damit die Bevölkerung der benachbarten,

und anderer Staaten vermehrte. Einige Schriftsteller haben dieser Begebenheit einen Hauptantheil an der Ausbreitung der Französischen Sprache zugeschrieben; aber, wie man wohl sieht, mit Unrecht, denn die Flucht der Französischen Protestanten geschah erst nach dem Nimwegischen Frieden, wo das Glück der Sprache schon entschieden war. Die Abschaffung des Edicts von Nantes war hier, was bey der Ebbe und Flut jene zufällige Ursachen sind, die die See etwa um etliche Zolle höher heben, ohne die sie aber dennoch aus ihren Ufern getreten wäre.

Endlich ist der Franzose unter allen Europäern der Communicativste im Umgang. Der Spanier ist bedächtlich und ernsthaft, der Italiäner zurückhaltend und mistrauisch; der Franzose hingegen hat ein beständiges und unwiderstehliches Bedürfniß zu reden und sich mitzutheilen. Dieß sind charakteristische Züge, die bey diesen Nationen unverkennbar sind; sie mögen nun in dem Klima oder sonst wo gegründet seyn (36); sie haben einen offenbaren Einfluß auf die Ausbreitung einer Sprache. Die Gesprächsamkeit eines Franzosen, verbunden mit einer natürlichen Munterkeit und Gefällig-

keit, macht seinen Umgang insonderheit für die Damen und Großen ungemein anziehend. Les morceaux caquetés, sagt **Piron**, se digèrent plus aisément: wie wichtig muß also nicht der gesprächige Franzose für die Verdauung und den Zeitvertreib so manches Großen und Reichen seyn! Mag es doch seyn, daß was er sagt, von keinem Belang ist; daß sein ganzer Witz nichts als Zusammenstoppelung aus Büchern oder aus dem Umgange mit geistreichen Personen ist; daß alles, was er artiges zu sagen weiß, in bloßen Formeln besteht, woran eine Nation, bey der der Geist der Gesellschaft so große Fortschritte gemacht hat, unerschöpflich seyn muß: genug er unterhält und amüsirt den Herrn des Hauses, oder, welches gewöhnlicher ist, die Madame. **Montagne** sagt irgendwo: *le mal-parler est plus sociable que le non-parler;* warum sollte eine Russische oder Pohlnische Dame an dem bien-parler eines Franzosen kein Vergnügen finden? Freilich wird der gelehrte und denkende Mann einen solchen Umgang nicht lange aushalten, insonderheit wenn er den schönen parleur einmal auswendig kann: allein die Gelehrten entscheiden hier weit weniger als die höhern Classen; und diesen wird ein geschwätziger Franzose mit

seinem

seinem Magazin von Histörchen, und mit seinem Talent, es auszukramen, nicht so leicht Langeweile verursachen, als ein schweigender Engländer oder Deutsche. So kommen selbst die Fehler der Nation ihrer Sprache zu statten. Wenn man indessen dem jungen Franzosen die étourderie, die Fatuität, und den air avantageux, (Untugenden, für die wir keine eigentliche Wörter haben,) nicht ohne Grund vorwirft; so ist es eben so gewiß, daß es nirgends so viel liebenswürdige Männer und Greise giebt, als in Frankreich. Die Fehler ihrer Jugend, (die Geschwätzigkeit ausgenommen,) verschwinden oder mildern sich mit dem zunehmenden Alter: eine jugendliche Munterkeit begleitet sie beynahe bis ins Grab; und man könnte auf die Franzosen in gütem Verstand anwenden, was Plato einen Egyptischen Priester sagen läßt: die Griechen werden nicht alt. Rousseau spöttet über das jugendliche Betragen der alten Franzosen, und giebt den sonderbaren Grund davon an, daß sie in der Gesellschaft der Weiber lieber lächerlich als unerträglich seyn wollen. Allein er selbst brachte doch den Rest seines Lebens unter dieser frivolen Nation, und in jener Geräusch- Rauch- und Koth- vol-

len

len Stadt (*) zu: er war auch hierin dem Cato ähnlich, der die Griechische Litteratur als sittenverderblich ansah, und seinen Sohn nach Athen schickte.

Aus allem, was bisher gesagt worden ist, folgt nun das Resultat von selbst. Frankreichs Sprache mußte schon in dem Anfang der Communications-Periode einen merklichen Grad von Ausbreitung haben (37); aber bey dem Nimwegischen Frieden mußte sie die Herrschende in Europa seyn: und da dieselben Ursachen fortfuhren zu wirken, und der Communicationsgeist unter den Europäern immer stärker wurde, so mußte auch ihre Herrschaft immer ausgebreiteter und allgemeiner werden. — Dieß bestätiget ihre Geschichte. Sie ward endlich die Sprache fast aller Deutschen und Nordischen Höfe, die gesellschaftliche Sprache des Adels in den großen Städten, die Correspondenz-Sprache zwischen fremden Nationen, die Sprache der Unterhandlungen, der Manifeste und der Friedens-Instrumente (38), ja sie scheint so gar die Sprache der Gelehrten und Schriftsteller werden zu wollen. Kurz, sie hat sich unter

(*) *Emile* T. III. am Ende.

unter allen Ständen ausgebreitet, und ist bis zu den untersten Classen herabgestiegen.

Ich habe wenig von der Deutschen und andern Sprachen gesagt, weil es nach meinen Grundsätzen auffallend ist, daß sie weder im Anfang, noch in der Mitte der Communications-Periode in die Sprachen-Concurrenz kommen konnten. Indessen werde ich doch von der Deutschen und Englischen noch besonders reden, wenn ich vorher die zweyte von der Akademie aufgegebene Frage werde beantwortet haben.

Zweyte Frage:

Wodurch verdient die Französische Sprache, die Universal-Sprache in Europa zu seyn?

Diese Frage läßt sich nun leicht und kurz aus dem vorhergehenden beantworten. Nicht alles, was zur Ausbreitung der Französischen Sprache beytrug, kann zum Verdienst derselben gerechnet werden: allein das Sanfte ihrer Aussprache, wodurch sie, ohne die Milde der Italiänischen zu erreichen, dennoch den Organen aller Nationen angemessen ist; ihre Leichtigkeit, die vorzüglich aus der Regularität ihrer Wortfügung entspringt; ihr fester Charakter, worin ihr keine einzige der heutigen Europäischen Sprachen gleich kommt; und endlich die Vorzüge, die sie besonders durch die gesellschaftliche Cultur, worin die Franzosen alle Europäer übertreffen, erhalten hat, und die sie eigentlich zu einer Gesellschafts-Sprache machen: — Dieß sind lauter Eigenschaften, wodurch sie, ohngeachtet aller ihrer Mängel, verdient, das allgemeine Werkzeug der Communication unter den Europäischen Nationen zu werden.

Man betrügt sich, wenn man glaubt, daß das Verdienst einer Sprache in Rücksicht auf ihre Ausbreitung, durch den ganzen Inbegrif der Vollkommenheiten, deren eine Sprache fähig ist, bestimmt werde (*). Um den Reichthum einer Sprache bekümmern sich die Nationen nicht, die nur dasjenige ausdrücken wollen, was sie sich in ihren wechselseitigen Verbindungen zu sagen haben. Ein übermäßiger Reichthum kann so gar abschröcken. Es giebt Sprachen in Europa, die reicher sind als die Französische: allein es ist genug, daß man in dieser

alles,

(*) Ein Journalist in der allgem. Deutsch. Bibl. scheint also die zweyte Frage der Preisaufgabe nicht gefaßt zu haben, wenn er (B. LVII. St. II. S. 595.) sagt: „die Akademie zu Berlin habe für den wichtigen und gemeinnützigen Beweis, daß die Französische Sprache besser sey als die Deutsche, einen Preis von 50 Duc. angebotten.„ Der Satz: „die Französische Sprache verdient eher als eine andere, die Universalsprache zu seyn,„ ist offenbar nicht einerley mit diesem: „die Französische Sprache ist besser als die Deutsche, die Englische u. s. w. Auch hat die Akademie durch die Worte: „wodurch verdient sie . . . genugsam zu verstehen gegeben, daß es nur gewisse Vollkommenheiten sind, wodurch das Französische diesen Vorzug verdient, ohne die Mitwürkung der äußern Ursachen zu leugnen. Eine Feder, mit der eine Menge Hände leserliche Charaktere schreiben könnten, würde darum noch nicht die beste Feder seyn.

alles, was zur Communication zwischen cultivirten Nationen erfodert wird, ausdrücken kann. Und dafür ist die große und durchgängige Cultur der Nation Bürge; denn bey einem Volke, das einmal den höchsten Grad der Bildung erreicht hat, müßen sich beynahe alle Empfindungen und Ideen, deren der gesellschaftliche Mensch fähig ist, entwickelt, und ihre bestimmten Ausdrücke und Wendungen bekommen haben. Arm kann die Sprache eines solchen Volkes schlechterdings nicht seyn. — Man lasse ferner eine Sprache milder, man lasse sie harmonischer seyn: auch dieser Vollkommenheit können die Fremden keinen so großen Wehrt beylegen, als die Nation, die sie spricht. Sie werden doch niemals das Ohr bekommen, das diese Harmonie, besonders wenn sie in der Periode ihre Fülle bekommt, ganz fühlen kann. Es ist ihnen genug, wenn die Sprache, die sie zu lernen haben, durch keine Rauheit ihr Organ ermüdet. Man lasse endlich eine Sprache mahlerischer seyn. Dieß ist eine vortreffliche Eigenschaft, die manchen Fremden reitzen wird, die in derselben verfaßten Meisterstücke der Poesie zu lesen. Allein die Anzahl derer, die die fremde Sprache als eine Quelle ihres Vergnügens ansehen, ist immer weit geringer, als derer, die bloß ein

 bequemes

bequemes Werkzeug der Communication haben wollen. Kommt daher eine solche mahlerische Sprache mit einer leichtern in Concurrenz, und sind die übrigen Vorzüge gleich, so wird doch die leichtere Sprache, wenn man nicht beyde lernen will, vorgezogen werden. Hernach ist das Mahlerische in den Werken des Geistes doch mehr in der Kunst der Schriftsteller, als in der Einrichtung der Sprache gegründet. Die Französische Sprache ist ihrer Anlage nach nicht so mahlerisch, wie die Deutsche: allein wußten deswegen Racine, und selbst Boileau, der doch von der Natur keine außerordentliche Einbildungskraft bekommen hatte, ihre Gedanken nicht besser zu versinnlichen, als die damals lebenden Deutschen Dichter?

Diejenigen, die behaupten, wir haben Frankreichs Sprache wie seine Moden angenommen, sagen etwas wahres und für Frankreich gar nicht nachtheiliges, indem sie vielleicht bloß etwas satyrisches sagen wollen. Die Ursachen, die die Annahme von Frankreichs Moden begünstigten, und noch begünstigen, haben allerdings auch die Ausbreitung seiner Sprache befördert. Der leichte, anständige und gefallende Geschmack der Französischen Nation

tion zeigt sich (39) in ihrer Kleidertracht, wie in ihrer Litteratur, obwohl das Principium der Herrschaft hier etwas stärker wirken mußte, weil die Classen, die hier entscheiden, durch die Vorstellung von Größe und Macht um so leichter regiert werden, je unfähiger sie sind, auf National-Convenienz Rücksicht zu nehmen. Den großen Einfluß dieser Ursache konnte man ehmahls an der Spanischen Kleidertracht, und in neueren Zeiten an den Englischen Moden, die überall herrschend zu werden anfingen, deutlich bemerken. — Uebrigens wollen wir über die Franzosen wegen der beständigen Abwechslung ihrer Moden ja nicht spotten; denn unsere Sucht, alles was von ihnen kommt, es mag sich für unsere Körper und Gesichter schicken oder nicht, blindlings nachzuahmen, bestärkt sie in der ihnen so vortheilhaften Thorheit, ihre Erfindungskunst an solchen Kleinigkeiten zu üben. (*)

(*) Eine sehr curiöse Reflexion, (die aber eine nähere Untersuchung verdiente,) von dem Einfluß der schönen Litteratur der Franzosen auf ihre Moden, findet sich in H. Neckers *Eloge de Colbert*, gegen das Ende. H. Necker entdeckt einen überaus feinen Faden zwischen den Meisterstücken des Racine und Moliere, und dem Geschmack der Franzosen in ihren Moden: Diesen nennt er *une sorte de convenance spirituelle et fugitive.* — Es ist

Brauchbarkeit zu nützlichen Zwecken macht bey Dingen und Personen das wahre Verdienst aus. Wer wollte daher die große Herrschaft, die die Französische Sprache in Europa erlangt, und die sie schon so lange behauptet hat, der Bizarrerie der Mode zuschreiben? Wer wollte behaupten, Friederich habe sie bloß deswegen so vollkommen gelernt, und allen andern vorgezogen, weil sie die Modesprache in Europa geworden war? — Doch ein altes Verdienst kann mit der Zeit von einem neuen verdunkelt werden. Es fragt sich daher, ob die Französische Sprache noch itzo verdiene, die Universal = Sprache in Europa zu seyn? — Diese Frage hängt mit der dritten, die ich noch zu beantworten habe, so genau zusammen, daß ich sie zugleich mit derselben abhandlen will.

Dritte

ist gar wohl möglich, daß ein Finanz = Minister, wie Colbert, der den Poeten so große Pensionen auszuzahlen hatte, sich durch die Vorstellung beruhigte, daß eben doch diese Leute dem Staat nicht ganz unnütz seyen, weil sie dem Manufacturisten, Fabricanten und Modeschneider Lectionen geben. — Dieser Gedanke ist philosophischer, als er dem ersten Anblick nach scheint, und daher eines Colbert und Neckers nicht unwürdig.

Dritte Frage.

Ist zu vermuthen, daß die Französische Sprache ihren Vorzug behalten wird?

Diese Frage zerlegt sich in folgende: ist es wahrscheinlich, daß irgend eine Nation in Europa eine leichtere und gebildetere Sprache, als die Französische, eine größere Cultur als die Französische Nation, und in dem politischen System von Europa ein merkliches Uebergewicht bekommen wird? und wenn eine oder alle diese Ursachen Statt finden, so fragt es sich noch, ob eine hinlängliche Communication dieser Nation mit den übrigen, diese Ursachen in Wirksamkeit setzen wird?

Ich habe bereits gesagt, was der Ausbreitung der Spanischen Sprache immer nachtheilig seyn wird. Das Principium der Herrschaft hat am meisten zu ihrem Vortheile gewirkt: allein wenn auch Spanien wider alle Wahrscheinlichkeit jemals wiederum eine so große Rolle spielen sollte, so wür-

de ihm doch immer die hinlängliche Communication mit den übrigen Europäischen Nationen fehlen, ohne welche sich keine sonderliche Ausbreitung der Sprache gedenken läßt. Seine geographische Lage, und der Charakter seiner Einwohner, werden derselben immer hinderlich seyn.

Die Italiänische Sprache hat das Glück gemacht, das sie machen konnte. Wenn auch ganz Italien unter die Herrschaft eines Einzigen käme, (eine Revolution, wozu kein Schein vorhanden ist;) so wäre es doch, mit Frankreich verglichen, nur ein mittelmäßiges Reich. — Indessen wird das Italiänische durch seine Milde und durch die schöne Litteratur der Italiäner, noch lange eine in ganz Europa ausgebreitete, und besonders durch die Italiänische Musik allgemein beliebte Sprache bleiben.

Allein es giebt noch zwey andere Sprachen, die unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen; ich meyne, die Englische und Deutsche. Sie verdienen beyde, daß ich mich noch ein wenig bey ihnen verweile.

Die Englische Sprache ist eine der leichtesten in Europa. Ihre Hauptwörter, folglich auch

ihre

ihre Beywörter und ihre Artickel, sind durch keine Geschlechts-Form unterschieden; ein unbeschreiblich-großer Vortheil für die, die diese Sprache lernen wollen! Sie hat (außer dem Genitiv) wie die Französische, keine Casus. Der Plural ihrer Nennwörter bildet sich auf einerley Art. Ihre Conjugationen sind leichter als die Französischen. Ihre Wortfügung ist wenigstens in der Prose, und bey den neuern Schriftstellern, beynahe eben so regelmäßig, wie die Wortfügung der Französischen. Zwar hat sie ihre Pronunciations-Schwierigkeiten: allein der Französischen fehlt es auch nicht daran. Endlich hat sie zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts ihre völlige Ausbildung bekommen.

In eben dieser Periode erreichte die Englische Nation einen hohen Grad der Cultur. Sie ward in der Philosophie, in der Naturwissenschaft, und in der höhern Meßkunst die Lehrerin ihrer Nebenbuhlerin; und selbst ihre schöne Litteratur, die sich längst sehr vortheilhaft ausgezeichnet hatte (*), be-

(*) Shakespear und Milton werden noch gelesen und bewundert, und die gleichzeitigen Französischen Dichter sind nun größtentheils vergessen. Eine sonderbare Erscheinung,

kam nun alle die Politur, deren sie fähig war. Die Gegenstände des Luxus brachte sie vermittelst ihres Wohlstandes zu einem erstaunenswürdigen Grade von Verfeinerung, und ihr Handel breitete sich in der ganzen Welt aus.

Hiezu kam die große Macht, zu der der Englische Staat durch seine vortrefliche Verfassung und die Energie des Englischen Geistes sich zu gleicher Zeit emporschwang. Diese Macht, nachdem sie seit der Regierung der Königin Elisabeth, und noch mehr seit Wilhelm dem IIten immer sichtbarlich gestiegen war, setzte in dem Krieg, der durch den Frieden von 1763 geendiget wurde, ganz Europa in Erstaunen.

Data genug, um zum voraus auf die Ausbreitung der Englischen Sprache zu schließen. Unsere Grundsätze werden aber auch hier durch die Geschichte bestätiget: denn zu Paris, zu Genf, zu Petersburg, zu Wien, zu Berlin, zu Hamburg und zu Amsterdam wird das Englische gesprochen, und beynahe

scheinung, die den größern Gehalt des Englischen Geistes, aber zugleich die Ueberlegenheit der Franzosen in Rücksicht auf den Geschmack, der bey ihnen schneller zu seiner Bildung eilte, zu beweisen scheint.

beynahe überall gelesen. Indessen läßt sich doch leicht einsehen, nicht nur, warum diese Sprache der Französischen bisher an Ausbreitung nicht hat gleich kommen können, sondern auch warum sie dieselbe in diesem Puncte niemals erreichen wird.

Zuvörderst bemerken wir, daß das Französische in England seit Wilhelm dem Eroberer, und zwar auch dann noch, nachdem es unter Eduard dem IIIten abgeschafft worden war, unter den höhern Classen im Schwang gehen mußte (40). Hernach hat eine jede Sprache desto mehr Mühe, sich unter den Fremden auszubreiten, je mehr herrschende Sprachen bereits vorhanden sind, mit denen sie zu kämpfen hat. In dieser Periode war das Französische, und nach ihm das Italiänische die ausgebreitetsten Sprachen, die den Fortgang der Englischen wo nicht ganz hinderten, doch sehr einschränkten; oder sie mußte, wie ehmals die Französische, die auch zwey solcher Sprachen vor sich fand, mit überwiegenden Vortheilen auf einmal auf den Schauplatz treten.

Es ist wahr, sie ist ihrer Anlage nach, eine leichte Sprache, und hat zu Anfang dieses Jahrhunderts einen hohen Grad von Bildung erreicht: allein

allein hat sie auch den festen Charakter bekommen, den die Französische erhielt, und den sie bisher behauptet hat? Ich fürchte sehr, daß sie hierin der Französischen weit nachstehe. Sie ist wenigstens, was das Materielle anbelangt, nicht so festgesetzt, wie die Französische, indem die Englischen Schriftsteller sich hierin eine große Freyheit vorbehalten haben. Desto besser, werden einige sagen, für die Englische Sprache und Litteratur: jene hat dadurch mehr Reichthum und Nachdruck, diese mehr **Mannichfaltigkeit und Originalität** bekommen. Das mag seyn; allein die fremden Nationen wollen zum Werkzeug ihrer Communication schlechterdings eine Sprache von festem Charakter haben; wenigstens werden sie eine solche einer schwankenden, und von der Laune eines jeden Schriftstellers abhängenden Sprache vorziehen.

Die **wissenschaftliche Cultur** der Englischen Nation ist seit dem Anfang unsers Jahrhunderts ungemein gestiegen: allein kann sich ihre schöne Litteratur so vieler vortrefflichen Producte rühmen, wie die Litteratur der Franzosen? Hat sie so viele Meisterstücke der Beredtsamkeit, so viel gute Trauerspiele und Comödien, und (was hier nicht vergessen

werden

werden muß,) so eine Menge kleiner, bloß zum Zeitvertreib geschriebener Werke aufzuweisen? Man sage immer, Shakespear und Milton wiegen alle Franzosen auf: ich kann es zugeben; denn ich habe bereits gezeigt, daß wenn es auf die Ausbreitung einer Sprache ankommt, nicht das Genie, sondern der schlichte und allgemein-gefallende Geschmack der Schriftsteller den Ausschlag giebt. Allerdings haben um der vortreflichen Englischen Producte willen gewiße Classen die Englische Sprache gelernt; doch meistens nur so weit, daß sie im Stande waren, dieselben zu lesen. — Ferner; haben die Engländer in der gesellschaftlichen Cultur so große Fortschritte gemacht, und sind sie eine durchgängig so polirte Nation, wie die Franzosen? Erlaubt ihnen ihr Klima, ihre Regierungsform, jene der Ausbreitung einer Sprache so günstige Nůance der Politur zu bekommen? — Die originelle Laune eines Engländers mag Stoff zu einem sehr guten Charakter in einem Roman geben; der Stolz eines Lords kann von dem Thoren bewundert, und selbst von dem Verständigen geschätzt werden, wenn er entweder durch Guineen unterstützt, oder durch Großmuth veredelt wird: allein die gesellige Munterkeit

terkeit eines wohlerzogenen Franzosen wird ihn immer zu einem liebenswürdigern Gesellschafter machen.

Englands Reichthum und Macht haben unstreitig ungemein viel zur Ausbreitung seiner Sprache beygetragen. Die allgemeine Bewunderung, womit diese in der That große Nation durch ihre Eroberungen und Triumphe in dem siebenjährigen Kriege ganz Europa erfüllte, hat sich sichtbarlich auf ihre Litteratur und Sprache erstreckt. In Deutschland herrschte unter den Aesthetikern fast nichts als Englischer Geschmack, und selbst Frankreich schien englisch werden zu wollen. Die Anglomanie ist bekannt. — Indessen mußte die Ueberspannung der Brittischen Kräfte sich nothwendig mit einiger Erschlaffung endigen; und der letzte unglückliche Krieg hat diesen überwallenden Strom, indem er ihm einen seiner vornehmsten Zuflüsse abschnitt, von einer Seite her gezwungen, in seine Ufer zurück zu treten. Zwar wird Großbritannien immer eine beträchtliche Macht in Europa seyn; aber die Nacheiferung der übrigen Seemächte wird ihm nicht mehr gestatten, jemals wieder jene große Rolle zu spielen. Seine Volksmenge ist durch seinen geographischen Raum begränzt, und wird der in Frankreich

niemals

niemals gleich kommen: es kann also die übrigen Nationen niemals in eben so viel Puncten berühren.

Zwar communicirt es durch seinen ausgebreiteten Handel mit vielen Ländern: allein diese Communication schränkt sich doch meistens nur auf die Küsten und auf gewiße Handelsplätze ein. Die Englische Nation durchdringt nicht so, wie die Französische, alle übrigen. Man sieht selten einen irrenden Engländer in Europa außerhalb seines Vaterlandes sein Glück suchen. Der Contrast dieser zwey Völker zeigt sich auch hier auf eine auffallende Art. Der Franzose erhebt in dem fremden Lande seinen König und sein Vaterland über alles; allein er fährt nichts desto weniger fort, fremden Fürsten zu dienen, und stirbt nicht selten fern von dem väterlichen Heerd. Der reisende Engländer erhebt weder seinen König, noch sein Vaterland; er kann so gar über den erstern schimpfen: allein er kehrt demohngeachtet in seine Insel zurück; und sein König ist doch in seinem Sinn, (man zweifle nicht daran,) der größte Monarch in Europa, weil er — an der Spitze der Brittischen Nation steht (*)!

Der

(*) Der Verfasser erinnert sich, in der Schweitz, vor dem Ausbruch des Amerikanischen Krieges, einen reisenden Engländer

Der Ausbreitung der Englischen Sprache, insonderheit in so fern sie nicht nur gelesen, sondern gesprochen werden soll, wird daher die Lage von Großbritannien, und der Charakter der Nation immer im Weg stehen: und hätte Frankreichs Sprache keine andere Vortheile über sie, als daß sie die Sprache eines zur Communication mehr aufgelegten Landes und Volkes ist, so würde sie schon aus diesem Grunde immer eine größere Herrschaft in Europa behaupten. Diese Ursachen aber sind bleibend; denn der Engländer wird durch seinen Charakter, der ohne Zweifel im Klima gegründet ist, eben so wohl als durch die Lage seines Landes, der *toto divisus orbe Britannus* bleiben. — Ich rede aber bloß von Europa; denn in dem Nördlichen Amerika kann diese Sprache mit der daselbst wachsenden Volksmenge eine ungeheure Herrschaft erlangen.

Deutsch,

Engländer gesehen zu haben, der von seinem König sagte: „le pauvre garçon sera chassé, s'il ne change de conduite„. Ein anderer Engländer, dem der König von Neapel in der Komödie bedeuten ließ, sich während des Schauspiels nicht auf das Theater zu stellen, gab zur Antwort: „je ne reçois d'ordre que de mon roi!„

Deutschland ist ein groses, wohlbevölkertes Reich, unter dessen Fürsten zwey sich durch ihre Macht auszeichnen. Seine Lage erleichtert ihm die Communication mit den meisten Europäischen Ländern, und seine Einwohner sind durch ihren Charakter dazu aufgelegt. Auch ist es ein Vortheil für seine Sprache, daß sie in dem größten Theile der Schweitz, in einem Theile von Lothringen, in dem Elsaß, und in mehrern andern Ländern gesprochen wird, und die Holländische, Flandrische, Dänische und Schwedische Sprachen einigermaßen unter ihre Mundarten zählt.

Schon gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zeichnete sich Deutschland durch seine wissenschaftliche Cultur auf eine sehr vortheilhafte Art aus. Es ist unnöthig, hier die grosen Namen zu nennen, die ewig die Ehre unsers Vaterlandes seyn werden, da sie in ganz Europa bekannt sind. Doch erst in dem Zeitraum von 1740 bis 1760 blühte seine schöne Litteratur auf. Seine Sprache erreichte in dem Südlichen Theile von Obersachsen einen hohen Grad von Bildung, und die übrigen Provinzen Deutschlands richteten sich größtentheils nach dieser verfeinerten Mundart, und nahmen sie we-

nigstens als Schriftsprache an. Es ist eine Wonne für einen Deutschen, und für einen Fremden muß es ein Gegenstand des Erstaunens seyn, wenn sie sehen, wie in diesem kurzen Zeitraume das Deutsche Genie, das nicht nur nicht ermuntert, sondern durch alle Arten von Zwang gefesselt war, und durch unzählige Hindernisse hätte muthlos gemacht werden sollen, auf einmal aus seinen Schranken brach, und seine Laufbahn mit Riesenschritten anfing. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß Klopstocks Messiade, (so sehr auch die Eigenheiten dieses Dichters die Anzahl seiner Bewunderer, und noch mehr, seiner Leser einschränken,) daß Utzens und Ramlers Oden, daß unsere Kriegslieder, (wo, um mich eines Ramlerischen Ausdrucks zu bedienen, unsere Sprache wie Kalliopens Tuba tönt!) daß Geßners Idyllen, Wielands Musarion, Lessings Nathan, und einige andere Deutschen Producte alles übertreffen, was die cultivirteste der heutigen Nationen in diesen Gattungen geleistet haben. Aber außer diesen Meisterstücken haben wir eine Menge guter Poesien, in denen wir mit einer jeden gebildeten Nation wetteifern können. Auch in andern Zweigen der Litteratur haben die Deutsche Proben von

der

der Vortreflichkeit ihres Geistes gegeben. Wir haben Meisterstücke der Beredtsamkeit, die zwar weder im Geschmacke des Bossuet, noch des Massillon sind, (denn der Deutsche hat seinen Charakter, und soll ihn haben;) die aber nichts desto weniger den besten Stücken dieser Art, worauf die Ausländer stolz sind, an die Seite gestellt werden können. — Deutschlands Schaubühne hat schon viel geleistet, und wird, so wie der Geist der Gesellschaft nach und nach alle Stände genauer verbinden wird, gewiß noch mehr leisten. — In der Geschichte haben die Deutsche längst das Lob der Treue und der Genauigkeit, (ein Verdienst, das nur der frivole Kopf als gering ansieht, und das wir mit dem angenehmen Vortrage der Franzosen, wenn es möglich ist, verbinden, aber ja nicht vertauschen wollen!) und nun fangen sie an, sie auch mit Geschmack zu bearbeiten. — In der speculativen Philosophie übertreffen sie alle Nationen, und Leibnitz, so sehr auch seine Ideen über den Fassungskreis sinnlicher Seelen sind, ist unstreitig der Philosoph, der in die intellectuelle Welt, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, in den Göttlichen Verstand die schärfsten Blicke gethan. Auch in dieses Gebiet hat sich der Geschmack gewagt. —

In der Entwicklung der Gründe, worauf die schönen Künste und Wissenschaften beruhen, stehen uns selbst die Engländer nach; und nur der Deutschen Philosophie ist es gelungen, bis zu der Quelle hinauf zu steigen, aus der die himmlische und die irdische Schönheit entspringt. — In der Philosophischen Geschichte haben wir Schriftsteller, dergleichen schwehrlich eine andere Nation aufzuweisen hat. — Für die Religions-Wissenschaft scheint der Deutsche Untersuchungsgeist eigentlich gemacht zu seyn. Deutschland hat in dieser Rücksicht schon unendlich-viel für die Aufklärung des menschlichen Geschlechtes gethan, und treibt das angefangene Werk unverdrossen fort. Wie groß und ehrwürdig erscheint hier der Deutsche Genius! Der Franzose hat seicht und leichtsinnig über die Religion gespottet; der Engländer hat sie mit einem mehr kühnen als gründlichen Räsonnement angegriffen: der Deutsche allein ist bey diesem wichtigen Gegenstande mit kritischem Auge verweilt, hat muthig die alten schädlichen Vorurtheile umgestoßen, und, indem er an den Gränzen, wo Licht in Dunkelheit übergeht, mit Bescheidenheit stehen blieb, die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts, (die Absicht der Gottheit!) nie aus dem Gesichte verlohren.

lohren. Mit Ehrfurcht, und zugleich mit Entzücken denke ich an die Männer, die es wagen, Europa, das auf dem Punct ist, seine Religion Sophismen und Spöttereyen Preis zu geben, diese Fackel vorzuhalten! —

Die Biegsamkeit des Deutschen Geistes, wodurch er alle Formen annehmen kann, scheint der Ausbreitung unserer Sprache überaus günstig zu seyn. Was Wieland, (dieser außerordentliche Dichter, dessen Originalität gerade darein gesetzt werden kann, daß er alles vortreflich nachzuahmen, und sich die Schätze aller Nationen zuzueignen weiß,) auf eine auffallende Art gethan hat, das haben andere auf eine minder merkliche Art gethan. In Klopstocken selbst, den wir für einen so originellen Dichter halten, ist die Homerische, Virgilische und Miltonische Manier vereiniget. Manches Gute von den fremden Nationen ist auf diese Weise durch glückliche Nachahmung und Benutzung in unsere Litteratur verpflanzt worden. Es war dieses zum Theil eine Folge davon, daß wir, wie der König sich irgendwo ausdrückt, zuletzt gekommen, vielleicht aber noch mehr, daß wir das lernbegierigste Volk von Europa sind. — In der That entsteht hieraus ein

besonderer Vorzug für unsere Litteratur: es scheint, sie könnte, wenn wir diesen Vortheil und unsere Anlage recht zu benutzen wüßten, mit der Zeit der Mittelpunct der Litteratur von ganz Europa werden, und jede Nation könnte in dem Deutschen Geschmack einigermaßen den Geschmack aller übrigen finden.

So sehr auch unsere Litteratur von der Menge der periodischen Schriften gedrückt wird, so ist es doch ein wahrer Vorzug derselben, daß fast ein jedes wichtige Fach der Wissenschaften sein besonderes Journal hat, worin von allen neuen Büchern, die darein einschlagen, eine mehr oder minder ausführliche Rechenschaft gegeben wird. Die Allgemeine Deutsche Bibliothek, wenn sie gleich den Wehrt der Schriftsteller nicht allezeit auf die Goldwage legt, ist das einzige Werk in ihrer Art, und hat unendlich-viel zur Bildung und Aufklärung der Nation beygetragen.

Endlich ist Deutschland, aller Wahrscheinlichkeit nach, früh oder spät bestimmt, seine zerstreuten Kräfte in zwey oder drey Staatskörpern zu vereinigen. In diesem Falle könnte das Principium der Größe und Herrschaft ungemein stark für

die

die Ausbreitung seiner Sprache wirken: und wenn wir vollends annehmen, daß sein Handel, sein Wohlstand und seine Cultur, wie ehmals bey Frankreich, seiner wachsenden Macht immer zur Seite gehen, so könnte mit der Zeit die Deutsche Sprache, die itzo schon in Norden so häufig gesprochen wird, der Französischen, wenn sie ihr eine Zeitlang ihre Allgemeinheit streitig gemacht hätte, ihre Herrschaft in Europa entreissen.

Alle diese Vortheile zusammengenommen, und die Vorzüge, zu denen unsere Nation, unsere Litteratur und unsere Sprache noch gelangen können, mit in die Rechnung gebracht, wollen wir nun sehen, ob sich die Deutsche Sprache jemals einen solchen Grad von Ausbreitung versprechen kann, dergleichen die Französische erreicht hat. Ich zweifle sehr daran.

Ohne von den Pronunciations-Schwierigkeiten zu reden, wodurch ihr der Eingang in die Südlichen Länder Europens schlechterdings verwehrt wird, ist sie ihrer Anlage nach, eine sehr schwehre Sprache. Der Grund hievon liegt zuvörderst in ihrer Originalität. Wer die Lateinische Sprache, oder eine der drey Europäischen, die von ihr abstam-

 men,

men, gelernt hat, hat eben damit eine große Anzahl Wörter von allen übrigen gelernt: denn obschon diese Wörter in den Endungen ein wenig von einander abgehen, so ist doch ihre Wurzel-Aehnlichkeit keine geringe Erleichterung für das Gedächtniß, insonderheit wenn man die Sprache nicht reden, sondern bloß verstehen lernen will. Dieser Vortheil, der den Fremden bey dem großen Reichthum unserer Sprache so sehr zu statten käme, fehlt ihnen bey Erlernung derselben beynahe ganz.

Eine andere Schwierigkeit ist unsere **Wortfügung**, die theils von der natürlichen Ordnung, so wie wir sie oben festgesetzt haben, abweicht, theils durch allzuviele und schwehr zu erlernende Regeln bestimmt wird. Das **Verbum**, das so viele andere Redetheile bestimmt, steht häufig am Ende des Satzes und der Periode; und zwischen ihm und dem **Nominativ** steht das Object, das Ziel, das Adverbium und andere Wörter. Noch werden oft zwey bis drey Zwischensätze in den Hauptsatz hineingewebt; und da geschieht es nicht selten, daß eine Periode sich mit zwey, ja so gar mit drey auf einander folgenden **Verbis** endiget, **wovon** ein **jedes** zu einem besondern Satze gehört; eine Unbequem-

bequemlichkeit, die unter der Hand eines ungeschickten Schriftstellers zu einem sehr ermüdenden Periodenbau Anlaß giebt. Unsere Hülfs-Verba verursachen neue Schwierigkeit. Eine Periode fängt mit einem ist, wird, hat an, und das Supinum oder der Infinitiv steht wegen der eingeschobenen Sätze sechs bis acht Zeilen von ihm entfernt. Bey den Verbis, die mit Präpositionen oder Adverbien zusammengesetzt sind, dergleichen wir eine Menge haben, werden diese Partikeln sehr oft von dem Wurzelworte getrennt, und weit von ihm weggeschoben. Man glaubt einen Sinn zu haben, und muß am Ende der Periode, wo man ein zu, vor, nach findet, den gefaßten Sinn umändern. Eben dieses wiederfährt uns mit dem Verneinungswort, welches oft gar zu weit von dem Verbo, bey dem es doch stehen sollte, weggerückt wird. Unsere Participien werden als Beywörter häufig vor dem Hauptworte gesetzt; da sie aber die Natur des Verbi nicht ganz ablegen, so geht oft eine Menge anderer Wörter vor ihnen her; ja nicht selten werden zwischen dieses concrescirende Participium und das Substantiv ganze Sätze hineingeschoben, wodurch die Periode ungemein verflochten und mühsam wird. Unsere Wortfügung ändert

sich, je nachdem der Satz mit dieser oder jener Partikel anfängt; wir müßen bald sagen, ich las den Virgil; bald, ich den Virgil las; bald, den Virgil las ich u. s. w. Und hiebey haben wir keine Wahl, ob man uns gleich eben so gut verstehen würde, wenn wir sagten: ich den Homer dem Virgil nicht vorziehe, oder, dem Virgil ich nicht vorziehe den Homer. Unsere Sprachlehrer haben zwar die Regeln unserer Wortfügung ausfündig gemacht; allein gerade die Menge von Regeln macht die Irregularität unserer Sprache aus. Die Französische Construction ist in allen diesen Fällen sehr einförmig: wenn sie auch bisweilen die gewöhnliche Ordnung verläßt, welches bey den Fürwörtern geschieht, so wird wenigstens diese kleine Anomalie selbst eine beständige Regel. Hierin ist unsere Sprache wirklich schwehrer als die Griechische und Lateinische. Der Römer war bey der Anordnung seiner Wörter beynahe durch gar keine Regel eingeschränkt: wenn er nur noch verstanden werden konnte, so fragte er bloß sein Ohr, seine Imagination oder seinen Affect: und fehlte es ihm etwa an Ohr und Gefühl, so warf er seine Worte hin, wie sie ihm in den Mund oder in die Feder kamen, und machte weiter keinen Fehler wider die

Sprache.

Sprache. Hingegen läuft der Fremde, der nicht sehr wohl mit dem Mechanismus unserer Sprache bekannt ist, immer Gefahr, eine ungereimte Wortfügung zu machen.

Die kühnen **Versetzungen**, die in unsern Dichtern vorkommen, vermehren die Schwierigkeit unserer Sprache für einen Fremden, der gern mit unserer schönen Litteratur bekannt werden möchte, ob sie wohl für uns eine Quelle poetischer Schönheiten sind. **Klopstock** trennt das Adjectiv von dem Substantiv durch einen ganzen Satz in

> Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)
> Dumpfer entheiligter Harfen;

wo das getrennte Beywort durch die zwey folgende sehr glücklich wieder an das Hauptwort geknüpft wird. Sonst hat dieser Dichter die sonderbarsten und gewaltsamsten Wortfügungen gewagt, die seine ohnehin dunkeln Gedichte gewiß um nichts verständlicher machen. Er hat hierin, wie in andern Dingen, eine Menge ungeschickter Nachahmer so gar in der Prose gehabt. Die Versetzungs-Freyheit wächst von Tag zu Tag; und bald werden vielleicht unsere schönen Geister, um der Sprache einen

einen neuen Schwung zu geben, unsere deutsche Construction drehen, wie der Sprachmeister im *Bourgeois - Gentilhomme* das „*belle Marquise, vos beaux yeux*„ *&c.* oder gar die Wörter entzwey-schneiden, wie Ennius, der gesagt hat

Saxo cere - comminuit - brum.

In der That lassen sich von der heutigen Neuerungssucht in Deutschland alle Sprach-Ungereimtheiten erwarten (*).

Unsere Declinationen sind eine Schwierigkeit, die die Italiänische, Französische, Spanische und Englische Sprachen nicht kennen. Man wird ihre Irregularität schon daraus schließen, daß unsere berühmtesten Sprachlehrer sich nicht über ihre Anzahl vereinigen können. Diese Schwierigkeit vermehrt sich, wenn wir das Beywort mit dem Hauptwort, und zwar bald mit dem bestimmten, bald mit dem unbestimmten, oft auch mit gar keinem Artikel zu decliniren haben. In diesem Punct ist unsere Sprache schwehrer, als die Lateinische,

(*) Ein neuerer Dichter hat bereits gesagt, „der Schöpfer habe ihn und sein Mädchen im edenischen Myrtengedüft ein zur Liebe geweyht.„ Von dieser Trennung bis zur Tmesis des Ennius ist nur noch ein Schritt. †

nische, ja so gar, als die Griechische; denn diese hat nur Einen Artikel, und ihre Beywörter, wenn sie mit dem Hauptworte verbunden werden, haben nur Eine Endung, der Artikel mag dabey stehen oder nicht. Der Grieche sagte, ὁ ἀγαθος ἀνθρωπος, und ἀγαθος ἀνθρωπος; το κακον θηριον, und κακον θηριον: wir aber müßen sagen, der gute Mensch, ein guter Mensch; das böse Thier, ein böses Thier. Dieß sind Kleinigkeiten, wenn man will; aber sie müßen so gut als die wichtigsten Regeln der Grammatik gelernt werden: und wenn ihrer eine große Menge ist, so kostet ihre Erlernung Zeit und Mühe. Ich habe Fremde gekannt, die durch unsere Declinationen allein von der Erlernung unserer Sprache sind abgeschröckt worden. Uebrigens sind eben diese Declinationen ein Beweis von dem Unterscheidungsgeiste der Deutschen: aus ihnen allein hätte man unserer Nation die Wolffe, die Baumgarten und die Bilfinger prophezeyhen können.

Hiezu kommt das Schwankende, das unserer Sprache ohngeachtet ihrer großen Cultur noch anklebt, und vermuthlich noch lange ankleben wird, indem es eine Folge der politischen Verfassung

Deutsch-

Deutschlands ist. Haben wir doch bisher nicht einmal zu einer festen Orthographie kommen können. Ein Fremder, der unsere Deutschen Bücher, (wo ihm schon die typographischen Charaktere anstößig sind,) lesen will, muß sich vorher mit den verschiedenen Hypothesen über die Deutsche Rechtschreibung bekannt machen, um dasselbe Wort unter einer ganz andern Gestalt wieder zu erkennen: Wie können wir hoffen, daß es viele Fremde geben werde, die sich durch diesen mühsamen Plunder durcharbeiten wollen, um unsere Sprache zu lernen (*). — Schwankend ist gegenwärtig unser ganzer

(*) Die Französische und Englische Sprachen hätten eine Verbesserung ihrer Orthographie weit nöthiger, als die Deutsche; und doch sind alle Bemühungen derer, die daran künsteln wollten, fruchtlos gewesen. Schon zu Baco's Zeiten gab es solche Neuerer in England: aber man höre, was dieser große Mann, dem man gewiß nicht vorwerfen wird, daß er zu sehr an der väterlichen Weise hing, in seinem Werk de augmentis scientiarum (B. VI. c. 1.) sagt: at Orthographia *vulgaris* etiam *controversiam* (also zankte man sich auch in England hierüber; doch nur im 16ten Jahrhundert!) et quæstionem nobis peperit: utrum *eodem* verba scribere oporteat, *quo pronuntiantur modo*, an potius *ex more consueto?* — at illa scriptio, quæ formata videri possit (ut scilicet scriptio pronuntiationi consona sit,) est ex genere

ganzer Geschmack, und das abentheuerlichste und ungereimteste Product kann hoffen, in irgend einem unserer unzählichen Journale gelobt zu werden. Das Gute fängt an, als mittelmäßig ausgezischt zu werden; und es ist zweifelhaft, ob Wieland, wenn Oberon sein erstes Werk gewesen, und er nicht mit seinen alten Lorbeern aufgetreten wäre, den verdienten Tribut der Bewunderung, der ihm als Dichter gebührt, von seiner Nation würde erhalten haben. Dieser Hang zum Außerordentlichen, diese Originalitäts-Sucht, (die vielleicht am Ende in dem gemeinen Fehler ihren Grund hat, daß man scheinen will, was man nicht ist,) hat unsere ganze schöne Litteratur angesteckt. Man will nicht mehr gefallen; man will überraschen und in Erstaunen setzen: man macht die heftigsten Bewegungen, die gewaltsamsten Verzerrungen, um — eine mon-

re *inutilium subtilitatum.* Nam et ipsa pronuntiatio quotidie gliscit, nec constans est; et derivationes verborum præsertim ex linguis extraneis, prorsus obscurantur: denique cum ex more recepto scripta, morem pronuntiandi nullo modo impediant, sed liberum relinquant; *quorsum attinet ista novatio*? — Voltaire hat nicht einmal sein *ai* durchtreiben können. — Wenn sich auch alle Orthographen wider unser h verschwören, so werden sie es doch seiner alten Rechte nicht entsetzen. †

monströse Geburt hervorzubringen (*). Ich will gerne zugeben, daß man bey einer solchen Anstrengung, immer etwas Neues und Unerhörtes zu sagen, hie und da etwas Vortrefliches herausbringen kann; allein mit wie viel Geduld und Eckel muß es der Leser nicht erkaufen! Heinrich der IVte sagte von den Astrologen, die ihm einen nahen Tod prophezeyhten: sie werden lügen, bis sie die Wahrheit sagen; man könnte von einigen unserer Aesthetiker sagen: sie w rden Unsinn reden, bis sie etwas Erhabenes hervorbringen (**).

Es

(*) Der sel. H. v. Haller sagt in einem Schreiben an den H. Präsidenten v. G * * * vom Jahr 1773: „so viel ich aus den Monathschriften absehe, hat sich wenigstens bey den jüngern Dichtern der Geschmack in der Dichtkunst völlig geändert, und wir sind zu prosaisch geworden, um Dichter zu seyn, so wie wir im Jahr 1732 zu verstiegen waren„. Konnte der große Mann auf eine feinere, und zugleich bescheidnere Art sagen, in welche Periode der gute Deutsche Geschmack fällt? †

(**) Hierüber verdient das ganze 12te Cap. des 2ten B. in dem Quintilian nachgelesen zu werden. Ich setze nur folgendes her. „Unde evenit non nunquam, ut aliquid grande inveniat, qui semper quærit, quod nimium est: verum et raro evenit, et cetera vitia non pensat . . . . . sententiæ quoque ipsæ magis eminent, cum omnia circa illas sordida atque abjecta sint (man sehe einige unserer Schauspiele!) . . . . At illi hanc vim appellant, quæ est potius violentia &c. „

Es scheint das unvermeidliche Schicksal der schönen Litteratur aller Nationen zu seyn, daß, wann sie einmal ihren Gipfel erreicht hat, sie wieder, wenigstens auf einige Zeit sinke: und zwar ist die Verderbniß des guten Geschmacks meistens Ausschweifung in irgend einer Vollkommenheit, wodurch sich das National-Genie auszeichnet. Der Spanier, der in seinem Charakter eine gewisse Größe, und in seinem Genie etwas Hohes hat, verderbte seinen Geschmack durch ungeheure Metaphern, ausschweifende Hyperbeln, rauschende Wörter, einen prahlerischen Ausdruck, und einen hohlen, aufgedunsenen Styl. Der feine, weiche und musikalische Italiäner verfiel auf Concetti, auf ein ewiges und fades Petrarchisiren, und einen gedankenlosen Wohlklang. Der Franzose, der von der Natur die Gabe empfing, auf eine leichte und muntere Art zu gefallen, gerieth auf seinen buhlerischen Witz. Der Deutsche ist am meisten zum Denken aufgelegt, und hat in seinem Charakter, was die Griechen ὀϱμη nennen. Daher die gedrungene und starke Schreibart, die uns vor unsern Nachbarn auf eine so vortheilhafte Art auszeichnet, daher jene männliche und herkulische Charaktere in einigen unserer Schauspiele und Romanen: aber daher auch,

bey dem gegenwärtigen Verfall unsers Geschmacks, jene Affectation von Stärke, jene räthselhafte verschraubte Gedanken (*), jene gesuchte schiefe Stellung

(*) So viel ich weiß, sind die Griechen nie in diese Fehler gefallen; wohl aber die Römer. „Quare quibusdam temporibus (schreibt Seneca an einen seiner Freunde,) provenerit corrupti generis oratio, quæris; et quomodo in quædam vitia inclinatio ingeniorum facta sit . . . quare alias *sensus audaces* et *fidem egressi* placuerint, alias *abruptæ* sententiæ et *suspiciosæ*, in quibus plus intelligendum est quam audiendum; quare aliqua ætas fuerit, quæ *translationis* jure inverecunde uteretur . . . Von diesen *sententiis suspiciosis* ist selbst Lessing in seinen Trauerspielen nicht frey, wo sie gewiß der tragischen Wirkung schaden — Aber die *sensus audaces et fidem egressi*, und der *inverecundus translationis usus* scheinen mir herrschende Fehler in unserer schönen Litteratur zu seyn. Von dem leztern nur ein Paar Beyspiele! In einer Abhandlung, die ein Schriftsteller einer nicht unberühmten Deutschen Gesellschaft als Mitglied vorlas, und die hernach, als sie im Druck erschien, den Recensenten-Beyfall erhielt, steht folgende Stelle: „So bald die Menschen durch Hebammengriffe oder Hutmacherkünste so „eifrig den Menschenköpfen zu Hülfe eilen, verrathen „sie von selbst, wie wenig sie die Natur kennen. Mutter Natur sorgt selbst für ihre Eroberung; und wer „sich einmal in ihrem Archiv umschaut, wird unvermerkt „in die Netze der Musen gezogen, wird mit Wonne „diejenigen lesen, welche ihm die Blätter der Natur „entfalten, und jeden Buchstaben leserlich und verständlich machen.„ Man wird nicht leicht ein unordent-

lung unserer Begriffe; daher endlich jener metaphy-sisch-orientalische Schwulst! — Wer überall neu oder stark seyn will, wird nothwendig frostig und

deutlicheres Gemische von Metaphern finden; und dann haben nach diesem Schriftsteller so gar die Buchstaben einen Verstand. — In der Schrift über Deutsche Sprache und Litteratur kommen eine Menge Stellen vor wie die folgende: „In seinem (des Königes) Plan „ scheint es mir nicht zu liegen, daß wir bey den Grie„ chen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen, und „ dasjenige von Fremden borgen sollen, was wir selbst „ daheim haben können. Hier vermisse ich den Hausva„ ter; und Sie haben, meiner Meynung nach, Recht zu „ fragen, ob wir nicht selbst unsere Eichen also ziehen „ können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten „ Stamm geben, ihre Krone hoch emportragen, und so „ wenig in den Aesten sohren, als vom Moose beküm„ mert werden; oder ob wir solche von einem Französischen „ Kunstgärtner zustutzen und aufschnitzeln, und unsere „ Wälder in einen regulären Sternbusch verwandeln las„ sen sollen„? In dieser schwankenden Bildersprache ist die ganze, in so vielen Journalen bewunderte Schrift verfaßt, und am Ende weiß man eigentlich nicht, was der Verfasser will. Was läßt sich auch bestimmtes bey allen den Allegorien denken: Wir sollen nicht bey den Griechen und Lateinern zu Markte gehen, — wir sollen unsere Eichen selbst ziehen, daß sie so wenig in den Aesten sohren, als vom Moose bekümmert werden, — wir sollen unsere Wälder in keinen regulären Sternbusch verwandeln lassen? u. s. w. Diese Art zu schreiben ist leichter als man glaubt. Um eine Probe davon

lächerlich. Cicero, (der das Muster der Römischen Beredtsamkeit geblieben ist, ob ihn schon einige zu seiner Zeit Nerven = und Lenden = los nannten,) sagt vortreflich: is eſt eloquens, qui et humilia ſubtiliter, et magna graviter, et mediocria temperate poteſt dicere. Diese verschiedenen Talente, die in meinen Augen den großen Scribenten bezeichnen, besaß Voltaire in einem hohen Grad; daher auch d'Alembert von ihm sagt, er sey nie weder

von zu geben, will ich dem Verfasser aus dem Stegreif also antworten: „Der König ist mit unsern Eichen recht wohl „zufrieden; er hat sich aus denselben ein Schiff gebaut, „das die heftigsten Stürme ausgehalten hat: aber daraus „folget nicht, daß Er und wir, wie unsere Väter, Eicheln essen sollen. Hätten wir keine Kirschen, so würden wir sehr wohl daran thun, sie aus Italien, und „allenfalls aus Pontus kommen zu lassen. Wenn der „Hausvater nichts als Holzäpfel in seinem Obstgarten „hat, so thut er wohl, auf den Markt zu schicken, um „süße Aepfel zu kaufen, besonders wenn er Gäste von „feinerem Gaumen zu bewirthen hat; ja es liegt in seinem Plan, seine Nachbarn um Pfropfreiser anzusprechen, um seine wilden Bäume geschlacht zu machen. „Wir wollen uns ja nicht beklagen, daß der Hercynische „Wald größtentheils ausgerottet ist, und wir mit den „Bären nicht mehr in Collision kommen. Nicht nur „Wälder und Eichen, auch Gärten und Blumen muß „man haben. Die St. Peterskirche zu Rom ist doch ein „voll=

weder über, noch unter seinem Süjet gewesen. Wenige unserer heutigen Schriftsteller hingegen haben den der Sache angemessenen Ton: oft sind sie bey den geringsten Sachen auf eine lächerliche Art emphatisch, oft würdigen sie die ernsthaftesten und edelsten Gegenstände durch eine niedrige und pöbelhafte Sprache herab, und heißen dieß Laune.

Diese und andere Fehler unserer Litteratur können unserer Sprache, indem sie uns in den schlimmen Ruf bringen, daß bey uns der gute Geschmack noch

„ vollkommneres Werk als das Straßburger Münster, „ wenn sie gleich nicht so hoch ist; und ein gesunder und „ wohlgebildeter Mann von mittlerer Größe ist doch schö„ ner als ein Riese, wenn er gleich nicht in einem Kasten „ herumgeführt, und von der Neugierde angestaunt wird. „ — Wann eine Nation einmal aufgehört hat, aus den „ Schedeln ihrer Feinde zu trinken, so sollte man keine „ Cannibalen mehr auf ihrer Schaubühne auftreten lassen. „ Hermann schlachtete die gefangenen Römer an den Al„ tären seiner abscheulichen Götter, und die Skalden wer„ den nicht ermangelt haben, auch diese Handlung unter „ seine Heldenthaten zu mischen: ist aber Friederich we„ niger ein Held, und hat er einem Gleim und Ramler „ weniger Stoff, ihn zu besingen, gegeben, daß er nach „ der Schlacht bey Roßbach keinen einzigen Franzosen, „ und nach der bey Zorndorf, nicht einmal einen Russi„ schen Mordbrenner hat henken lassen„ ? 2c. 2c. Aber was würde ich nun bewiesen haben? †

selten seyn müße, bey den Fremden nicht anders als nachtheilig seyn. Indessen muß man gestehen, daß selbst die Vollkommenheiten einiger unserer ästhetischen Producte sie verhindern, von den Fremden nach ihrem ganzen Wehrte geschätzt zu werden. Bisweilen ist es die hohe Kunst, die in einem Werke liegt; bisweilen das Eigenthümliche und ungemein Feine in der Empfindung, mit dem nur wenige sympathisiren können; oft die besondere Form, die die Sprache von dem Genie in dem Augenblicke der Begeisterung erhalten hat; und endlich sehr oft das Locale, was ein solches Werk für gemeine, übrigens nicht geschmacklose Leser unverständlich, oder doch mühsam zu lesen macht. Einige unserer Dichter wollen studirt seyn; und wie wenig Personen können oder wollen sich die Muße dazu nehmen! Von dieser Gattung sind einige Ramlerische Producte, deren Verdienst zum Theil in einer vortreflichen, nicht für undeutsche Ohren gemachten Versification, und in den feinen und scharfsinnigen Mythologischen Anspielungen besteht; einige Klopstockische Oden, und Stellen aus dem Messias, wozu eine, Klopstocken ähnliche, Seele gehört; (von seinen räthselhaften Oden rede ich nicht, denn Algebra ist nicht poetische Kunst!)

Selbst

Selbst Wieland, der übrigens leichte und zierliche Wieland, der seinem Leser einen so süßen Becher reicht, kann den Deutschen Gelehrten nicht verleugnen: man muß Gelehrsamkeit mit Geschmack vereiniget besitzen, um sein ganzes Verdienst zu fühlen. — Ich kenne kein Meisterstück der Beredtsamkeit bey den Franzosen, das mit Engels Lobrede auf den König könnte verglichen werden: allein wie sehr muß man in die Geheimnisse der Deutschen Sprache eingeweyht, und wie bekannt mit der Deutschen Philosophie seyn, um sie recht zu verstehen, und alle ihre Schönheiten zu empfinden! und welch einen richtigen Begrif muß man von der wahren Größe eines Regenten haben, um zu urtheilen, daß der Redner seinen Helden auf die würdigste Art gelobt hat! Selbst in Deutschland hat dieses vortrefliche Product nicht die Bewunderung erhalten, die es verdient; ohne Zweifel weil die wenigsten Menschen das, was eigentlich am König Großes ist, recht zu beurtheilen und zu empfinden, im Stande sind. — Wie können wir hoffen, daß Fremde solche Producte werden schätzen lernen, die selbst für einen großen Theil der aufgeklärten Classen unter uns, verborgene Schätze sind?

Aus allem diesem ergiebt sich nun von selbst, daß unsere Sprache ohngeachtet ihres Reichthums und ihres Nachdrucks, ohngeachtet der Meisterstücke unserer Litteratur, und ohngeachtet der Cultur und Größe, zu der unsere Nation eine gegründete Hofnung hat noch zu gelangen, doch schwehrlich jemals die Herrschende in Europa werden wird. Die oben angeführte Ursachen werden allerdings ihre weitere Ausbreitung befördern, wie sie sie zum Theil schon befördert haben. Man wird sie häufig in dem Norden sprechen; mancher Engländer wird sie lernen; in den Südlichen Gegenden wird es hie und da einen Gelehrten oder Aesthetiker geben, der sie aus besondern Absichten so weit studiren wird, daß er ein Deutsches Buch lesen kann: allein das allgemeine Werkzeug der Communication unter den Europäern wird und kann sie nicht werden. Allen übrigen Sprachen, die mit der Französischen in Concurrenz kommen, fehlt gleicherweise irgend eine Eigenschaft, irgend ein Erforderniß, um es zu werden. Es wäre also nur folgende Art möglich, wie eine davon die Französische verdrängen könnte. Es müßte entweder die Französische Sprache, oder die Cultur der Nation, die sie spricht, oder die politische Größe derselben herab-

herabgewürdiget werden, und diese Dinge müßten bey einer andern Nation in eben dem Maße wachsen. Allein wer wollte so etwas vorhersagen, ohne sich die Mine eines Propheten zu geben?

Ich beschließe meine Abhandlung mit einer Reflexion. Die polirten Sprachen in Europa vermehren sich, so wie alle Nationen nach und nach sich cultiviren und verfeinern. Wir haben bereits fünf solcher Sprachen; allein es wird eine Zeit kommen, da man auch das Slavonische, und seine besondern Dialekte, vielleicht auch das Türkische u. s. w. unter die vorzüglichen Sprachen Europens zählen wird, so wie bereits das Schwedische und Dänische eine Stelle unter denselben einnehmen. In dem Maße wie sich alle diese Nationen cultiviren, werden die Bande der Communication sich unter ihnen, und zwischen ihnen und uns vervielfältigen; und soll alsdann eine jede Nation die Sprachen aller übrigen lernen, so werden wir endlich unser ganzes Leben mit Erlernung der fremden Sprachen zubringen müßen. Die Menge der lebenden Sprachen, die wir zu lernen haben, fängt schon itzo an, den Wissenschaften und Künsten nachtheilig zu werden. Ich denke daher, wir sollten

auf die Herrschaft der Französischen nicht nur nicht eifersüchtig seyn, sondern ihre allgemeine Ausbreitung wünschen, und auf alle Art begünstigen. Die große und durchgängige Verbindung der Europäer macht ihnen ein allgemeines Communications-Organ schlechterdings nothwendig: das Lateinische kann es als eine todte Sprache nicht mehr seyn; das Französische ist es durch sein Verdienst geworden: es bleibe also die Universalsprache von Europa, und werde es immer mehr. Allein eine jede Nation vervollkommne zugleich ihre Landessprache, und wache über ihrer Erhaltung: denn bey aller meiner Achtung für das Französische, bin ich doch weit entfernt zu wünschen, daß es alle Europäische Sprachen verschlinge. — So wird keine Nation um der Communication willen mehr als zwey lebende Sprachen zu lernen haben, und diese wird sie eben deswegen desto besser sprechen und schreiben lernen. — Ich rede aber bloß von dem Bedürfniß; denn der Neigung und Wißbegierde des Liebhabers lassen sich keine Gränzen setzen.

Beweise
und
Erläuterungen.

Ament meminisse periti.

(1) Dionys von Halikarnaß in seinem Buche von der Stellung der Wörter scheint, dem ersten Anblick nach, das Gegentheil zu behaupten. Er sagt, „er habe anfänglich geglaubt, der Name müße immer vor dem Zeitwort, das Zeitwort vor dem Nebenwort (adverbium,) das Hauptwort vor dem Beywort u. s. w. gesetzt werden, weil die Substanz vor dem Accidenz, die Handlung vor den sie begleitenden Umständen u. s. w. gedacht werden müße: allein man finde in den Schriften der Redner und Dichter bald diese, bald jene Stellung; diese Regel könne daher nicht als richtig angenommen werden.„ Allein läßt sich aus dieser Stelle nicht der Schluß machen, daß wenn ein Grieche die in unsern neuern Sprachen fast durchgängig = herrschende Ordnung als die natürlichste vermuthete, da ihm doch seine Sprache nicht den mindesten Anlaß zu einer solchen Vermuthung geben konnte, ihn psychologische Gründe darauf geführt haben müßen? In der That hat er seine Vermuthung aus keinem andern Grunde verlassen, als weil er fand, daß eine jede,

mit Geschicklichkeit angebrachte Ordnung dem Redner dienen könne. Damit hat er allerdings bewiesen, daß Redner und Dichter sich mehr um die euphonische und pathetische als um die philosophische Ordnung der Wörter zu bekümmern haben, nicht aber daß es keine dem ruhig = denkenden Geiste angemessene, und zur Entwicklung seiner Gedanken vorzüglich = taugliche Wortfügung gebe.

(2) Nachdem Cicero die Vortheile des rednerischen Numerus in seinem *Orator ad M. Brutum* gezeigt hatte, so fügt er Nro. 69 hinzu: sed magnam exercitationem res flagitat, ne quid eorum qui genus hoc secuti non tenuerunt, simile faciamus; ne verba *trajiciamus aperte*, quo melius aut cadat aut volvatur oratio. Und weiter unten: ne verbum ita trajiciat, ut id *de industria factum* intelligatur. Es giebt also nach dem Cicero unnatürliche, gesuchte Versetzungen der Wörter. — Indeß gebe ich gerne zu, daß die Unordnung der Wortfügung nur alsdann, wenn sie über gewisse Gränzen geht, recht merklich wird, und daß es so ziemlich gleichgültig ist, ob z. B. das Beywort vor oder nach dem Hauptworte steht, wenn es nur nicht getrennt wird. Wir finden tausend der-

dergleichen Dinge, die in ihren Extremen die Regel offenbar verletzen, obwohl sich nicht genau bestimmen läßt, wo die Verletzung anhebt. Die Regel hat also doch ihren guten Grund. —

(3) Libanius von seinem Schicksal. Dieser Sophist, der unter dem Kayser Julian lebte, besorgte, es möchte ein Reichsgesetz gegeben werden, wodurch das Griechische ganz abgeschafft würde. Ein solches Gesetz hätte wohl ein despotischer Kayser geben können: allein ein Machtspruch ist nicht hinreichend, um ganzen Provinzen, in denen eine gebildete Sprache herrscht, eine fremde aufzudringen. Es hat sich in unsern Tagen gezeigt, wie viel die Kayserliche Verordnung, daß in Ungarn die Lateinische Sprache abgeschafft, und die Deutsche an ihre Stelle gesetzt werden soll, in diesem Königreich Misvergnügen erregt hat.

(4) Plutarch behauptet in seinen Platonischen Fragen, daß zu seiner Zeit, (er lebte unter der Regierung des Trajans,) das Lateinische in dem ganzen Römischen Reiche gesprochen wurde. Dieß scheint mir, wenn es nicht gehörig verstanden wird, übertrieben zu seyn. Das Griechische war damals unter den Römern zu gemein, als daß viele

Griechen

Griechen sich hätten die Mühe geben sollen, es zu lernen. Nur wenn ein Grieche in seiner Provinz in einem etwas genauern Verhältniß mit der Römischen Regierung stand, oder wenn er zu Rom ein besonderes Interesse hatte, daselbst ein Amt suchte, Handel dahin trieb u. s. w. mochte er etwa das Lateinische lernen. Und auch in solchen Fällen nicht immer: denn der Gebrauch des Griechischen war zu Rom so gar in die Gerichtshöfe eingedrungen; die Zeugen konnten Griechisch gefragt, und die Sprüche der Richter Griechisch abgefaßt werden. Wenn Claudius einen vornehmen Griechen deswegen, weil er nicht Lateinisch konnte, aus der Liste der Richter ausstrich, und des Bürgerrechts beraubte, so war das bey diesem blödsinnigen Kayser um so mehr ein bloß launichtes Verfahren, da er selbst in dem Senat, (wo Tiberius sich ehmals wegen des Gebrauchs eines Griechischen Wortes entschuldiget hatte,) Griechische Reden hielt, und das Lateinische und Griechische *utrumque nostrum sermonem* hieß (Sueton.) Daß die ersten Constantinoplischen Kayser ihre Edicte an die Statthalter und die Exarchen des Reichs Lateinisch abfaßten, und daß das Lateinische, nach der Bemerkung des Chrysostomus, (*adversus vi-*

tup.

tup. vitam monast. L. III.) ein Weg war, an diesem Hofe sein Glück zu machen, beweißt nicht, daß das Lateinische in dem Morgenländischen Kayserthum eben so ausgebreitet war, wie das Griechische. Der Gebrauch desselben in den Edicten war offenbar von Rom nach Constantinopel gekommen, und die Morgenländischen Kayser, die sich immer als Römische Kayser ansahen, wollten bey den Reichs-Angelegenheiten keine andere als die Sprache des herrschenden Volkes gebrauchen. Wäre das Lateinische so ausgebreitet gewesen, als Libanius und Plutarch zu behaupten scheinen, so hätten es gewiß die Griechischen Bischöffe verstanden, und man hätte nicht nöthig gehabt, die Lateinische Rede des Constantin bey Eröfnung der Nicäischen Kirchenversammlung, auf der Stelle Griechisch zu verdollmetschen. Ohne Zweifel geschah es, weil die wenigste von den Griechischen Vätern das Lateinische verstanden. Auf andern Concilien mußte man eben so den Griechischen Bischöffen die Lateinischen Briefe verdollmetschen (S. Fleury Th. 2. §. 328. und 4. B. 23. §. 145.) Zu Anfang des Nestorianischen Streites schrieb Nestorius an den Papst Celestin Griechisch; Cyrillus gleichfalls, hatte aber die Gefälligkeit für den Römischen Bischoff, an dessen

Gunst ihm sehr viel gelegen war, eine Lateinische Uebersetzung beyzulegen: von dieser sagt er, sie sey eben so, wie man sie in Alexandrien machen konnte. (*Mansi Collect. Conc.* T. IV. 1018. 1026.) Da mit Constantin dem Großen, dessen Muttersprache das Lateinische war, der ganze Hof und so viele vornehme Familien aus Italien nach Byzanz, dem neuen Rom, gezogen waren, so mußte freylich daselbst das Lateinische anfangs stark im Schwange gehen: daher wurde auch der Gottesdienst in einigen Kirchen allemal zuerst Lateinisch, und dann Griechisch verrichtet. Allein dieser Gebrauch war nicht allgemein, und verlohr sich bald wieder; denn unter dem Constantinus Pogonatus wurde es dem Päpstlichen Legaten nicht kraft einer Gewohnheit, sondern weil er ein angenehmer Friedens-Botschafter war, gestattet, die Messe in der Sophienkirche Lateinisch zu lesen. (S. Casaubon. *Exercit. in Annal. Bar. p.* 167. 168.) Da auf diese Art das Lateinische bloß die Staatssprache war, so konnte das Griechische wohl die Hof- und Volkssprache seyn. Auch ist es gewiß, daß der Gebrauch des Lateinischen bey den Gesetzen und Edicten unter dem Justinian, (von welchem Laurentius Valla zweifelt, ob er Lateinisch verstanden,)

standen,) oder doch bald nach ihm, aufgehört hat: vermuthlich aus eben dem Grund, warum es in Deutschland, Frankreich und England abgeschafft worden ist, um den Landessprachen Platz zu machen.

(5) Aus der Art, wie die abgeleiteten Sprachen den Plural der Nennwörter, und die Conjugationen formirt haben, erhellt deutlich, daß sie sich entweder nach den Lateinischen Endungen richteten, oder doch, daß diese ihnen Anlaß zu den neuen Formen gaben. Bey den Spanischen Conjugationen ist diese Ableitung am sichtbarsten. Wie viel übrigens die neuern Sprachen von dem Formellen der Lateinischen angenommen haben, läßt sich nicht genau bestimmen, weil uns das Römische Patois nicht bekannt ist, aus dem sie vermuthlich entstanden sind: (denn die Gallier und Spanier haben ohne Zweifel ihr Latein nicht aus den Schriften des Cicero, und aus andern polirten Römischen Schriftstellern, sondern aus dem Umgange mit Römischen Soldaten, Colonisten, Kaufleuten, Handwerkern und Sklaven gelernt.) Indessen gibt es doch selbst in den Lateinischen Schriftstellern Spuren, woraus sich schließen läßt, daß z. B. in der Französischen Sprache manches, wovon wir glau-

ben, es sey nach dem grammatischen Genius der Nordischen Sprachen formirt worden, oder überhaupt durch fremde Corruption des Lateinischen entstanden, in der Lateinischen Sprache selbst, oder doch in der Römischen Volkssprache seinen Ursprung hat. Wer sollte glauben, daß in einem gewiß nicht schlechten Dichter des dritten Jahrhunderts *plus formosus* anstatt *formosior* vorkäme? (Nemesian. Ecl. IV.) Es scheint allerdings, *il m' a trompé*, sey nach dem Deutschen, er hat mich betrogen, gemacht worden; und doch finden wir im Sallust: *neque ea res me falsum habuit.* Man sagt: *je me suis puni moi-même;* Cicero, der sagte, *punitus es inimicum*, hätte auch sagen können, *me ipse punitus sum.* Ueberhaupt wäre ich geneigt, die Form des zusammengesetzten *Præteriti* bey den Französischen verbis reciprocis aus den Lateinischen verbis deponentibus, oder, wie man sie besser nennen könnte, mediis herzuleiten. Wie man im Französischen sagt, *elle s' est regardée dans le miroir*, so sagten die Lateiner, *intuita se est in speculo*, und so würden sie auch gesagt haben, *visa se est in speculo*, wenn *videri* einen activen Sinn gehabt hätte. Hätten die Franken bey diesen Verbis sich nach dem Grammatischen ihrer Sprache gerichtet, so hätten

sie

sie sagen sollen, *elle s'a regardée*. Es käme also darauf an, daß man aus den Ueberbleibseln der alten Römischen Volkssprache zeigte, daß die Lateinischen verba activa als deponentia oder media gebraucht wurden, so oft die Handlung nicht mehr auf ein Object, sondern auf das handelnde Subject selbst ging. In dergleichen Fällen ist wirklich eine Vermischung von Handeln und Leiden: denn wer sich selbst tröstet, der wirkt, in so ferne er die Ursache seiner Seelenveränderung ist; er ist aber zugleich passiv, indem er diese Veränderung aufnimmt. Meine Vermuthung wird durch die Menge der Deponentium, die man in der alten Lateinischen Sprache antrifft, bestätiget. Man sagte censa est statt censuit, affectatus est statt affectavit, spectatus est statt spectavit, communicati sunt statt communicarunt, multatus est statt multavit, mutatus est statt mutavit. Diese alte Formen haben sich vermuthlich in der Volkssprache erhalten; und dann war es natürlich zu sagen: spectatus est se, multatus est se u. s. w. woraus dann das Französische il s'est regardé, il s'est puni entstehen konnte. Die Griechischen verba media kommen sehr mit der Französischen Form überein, z. B. ἑαυτον τιμωρουμενος. Sonderbar ist es frey-

freylich, daß da die Italiänische Sprache hierin mit der Französischen übereinkommt, die Englische und Spanische doch die Deutsche Form beybehalten haben.

(6) Ich muß diese meine Behauptung, daß die Nordischen Völker bald die Religion und Sprache der Ueberwundenen annahmen, durch eine kleine Anmerkung unterstützen, weil von einem unserer berühmten Schriftsteller das Gegentheil behauptet wird. Herr Prof. Eberhard sagt in seiner Abhandlung von den Zeichen der Aufklärung einer Nation, S. 23. daß zwar die traurigen Ueberreste eines ehmals aufgeklärten Volkes mit den wilden Horden ihrer Ueberwinder in eine Nation zusammengeschmolzen zu seyn schienen; allein daß die Verschiedenheit der Sprachen die letztern hinderte, die Religion der erstern anzunehmen. Dieß ist der Geschichte zuwider. Herr Eberhard schließt: weil die Ueberwinder mit den Ueberwundenen keine gemeinschaftliche Sprache hatten, so konnten jene die Religion der letztern nicht annehmen. Ich aber schließe so: weil die Ueberwinder die Religion der Ueberwundenen bald annahmen, (ein Factum;) so müßen sie auch bald eine gemeinschaftliche

schaftliche Sprache gehabt haben. Die Gothen waren ja schon Christen, (wiewohl Arianer,) als sie in Italien einfielen, und daselbst das berühmte Gothische Reich errichteten. Viele Franken nahmen zugleich mit dem Klodwig die christliche Religion an, und diesem Beyspiel ist ohne Zweifel nicht lange hernach die ganze Nation gefolgt. Dieß geschah gewiß nicht ohne allen Unterricht von Seiten der Geistlichen. Klodwig ließ sich durch einen Priester in der christlichen Religion unterrichten, und zur Taufe zubereiten. Remigius und Vastus beschäftigten sich mit der Unterweisung der Franken, die sich wollten taufen lassen. (S. Fleury Th. 5. S. 61.) Es kommt hier nicht darauf an, wie rein und heilsam diese Religion war; es war immer christliche Religion damaliger Zeit, und um sie zu lernen, mußte man einander verstehen. Nun waren zwey Fälle möglich. Entweder lernten die Gallisch-Römischen Bischöffe und andere Geistliche die Fränkisch-Deutsche, oder die Franken lernten die Römische Sprache, das ist, entweder die Lateinische, wie sie damals unter den Gelehrten geredet und geschrieben wurde, oder die *Romanam - rusticam*, die die herrschende Volkssprache in Gallien war. Das erstere, daß nämlich die Gallischen Bischöffe

schöffe Deutsch lernten, mag von dem einen oder dem andern geschehen seyn, weil sie sich dadurch bey den Oberhäuptern des herrschenden Volkes empfehlen, und für ihre und ihrer Landsleute Angelegenheiten desto besser sorgen konnten. Doch wir haben Gründe genug zu behaupten, daß der andere Fall bey weitem der gewöhnlichste war. Die Römische Sprache muß sich frühzeitig unter den Deutschen ausgebreitet haben, da so viele von ihnen in Römische Kriegsdienste traten, und ohne Zweifel viele wieder in ihr Vaterland zurückkehrten. (Zosim. B. 4. C. 31.) Arminius sprach Lateinisch (*Tac. Ann. II. c.* 10.) und unter seiner Armee gab es Soldaten, die dieser Sprache kundig waren, (ebend. C. 13. §. 3.) Der berühmte Marobod hatte während seines langen Aufenthalts in Rom so gut Lateinisch gelernt, daß er Lateinische Briefe schreiben konnte. Ohne Zweifel haben sich mehrere Deutsche Anführer auf solche Art zu Rom gebildet, und vielleicht so gar Römische Gelehrte mit sich nach Haus genommen. — Selbst die beständigen Kriege, die die Römer mit den Deutschen Nationen führten, müßen ihre Sprache, noch ehe ihre Provinzen von denselben angefallen wurden, in Deutschland ausgebreitet haben. Wenn wir in

den

den Lateinischen Geschichtschreibern eine Menge Deutsche finden, die zu Rom die wichtigsten, nicht nur Kriegs- sondern auch Staats-Aemter bekleideten, und im Ammian Marcellin (B. 15. C. 5.) lesen: Francorum in Palatio (Conſtantii) multitudo floruit; so läßt sich daraus auf eine gewiß nicht geringe Communication zwischen den Römern und Deutschen schließen, noch ehe sich die Franken in Gallien niederließen. Der nur genannte Schriftsteller sagt so gar, (freylich ohne einen Grund davon anzugeben,) die Burgundier seyen für ein *Romanam ſobolem* gehalten worden; eine Benennung, die wenn sie kein bloßes Compliment ist, irgend eine vorgegangene Vermischung Römischer Soldaten oder Colonisten mit diesem Deutschen Völkerstamm anzeigt. — Die Gothischen Könige begünstigten das Lateinische in ihrem Reich (*Inchof. hiſt. ſacr. ling. lat. L. II. c.* 5.) Die mehresten der Merovingischen Könige konnten vermuthlich Lateinisch: von Childebert dem Isten, von Charibert und Chilperic wissen wir es gewiß. Von Charibert sagt Fortunatus B. 6. C. 4.

Cum ſis progenitus clara de gente Sicamber,
Floret in eloquio lingua latina tuo.

Gundebald, König der Burgundier, war ein ge-

lehrter Prinz. Diesen Beyspielen folgten ohne Zweifel viele Großen am Hof, von denen man nicht glauben muß, daß ihre Erziehung ganz vernachläßiget wurde. Es waren ja schon im 6ten Jahrhundert Kathedral- und andere Schulen vorhanden, wo auch Layen unterrichtet wurden, und von einem Bischoff heißt es, er sey *nutritor et doctor filiorum nobilium* gewesen (S. *hist. litter. de la France T. IV. p.* 431.). Da frühzeitig auch die Fränkische Nation Bischöffe lieferte, so ist dieß ein neuer Beweis, daß die Franken bald nach der Eroberung von Gallien in der christlichen Religion, und zwar einige davon auf eine wissenschaftliche Art unterrichtet wurden. Einige lernten also gewiß die damalige Lateinische Schriftsprache. Diese lernte freylich der gemeine Franke nicht; aber doch die *Romanam-rusticam*, die sich damals von der Lateinischen Schriftsprache noch nicht so weit entfernt hatte, daß, wer sie verstand, nicht auch diese hätte verstehen können. Ich schließe dieses daraus, weil alles, was uns von der alten *Romana-rustica* übrig ist, sich um so weniger von der Lateinischen entfernt, je höher man in den Jahrhunderten hinaufsteigt. Wie ähnlich sie noch im 9ten Jahrhundert der Lateinischen war, erhellt aus dem bekannten

Eyd-

Eydschwur Ludwigs, des Deutschen, der so anhebt: *pro Deo amur et pro christian poplo et nostro commun salvamento &c.* Eben diese Meynung bestätiget sich durch einen Schluß des Concilii zu Tours 813, wodurch den Bischöffen des Fränkischen Reiches befohlen wird, ihre Homelien in die *Romanam-rusticam*, oder auch in die *theotiscam* zu übersetzen, damit sie vom Volke verstanden würden. Entweder muß man wider alle Wahrscheinlichkeit behaupten, daß die Bischöffe etliche Jahrhunderte durch, dem Volk in einer ihm ganz unverständlichen Sprache predigten, und daß es ihnen erst 813 einfiel, daß dieses ungereimt sey; oder man muß zugeben, daß das Lateinische ohngefehr bis 813 auch zur Noth von denen verstanden werden konnte, die die *Romanam-rusticam* gelernt hatten. Diese mußten also die meisten Franken sprechen. Aber freylich mußten zwey ungebildete und schwankende Sprachen, die unter einer wenig-cultivirten Nation gesprochen, und nicht geschrieben wurden, sich endlich vermischen. Daher ward die *Romana-rustica*, die die Franken neben der Deutschen lernten, von einer Generation zur andern immer mehr, und endlich so sehr verändert, daß man vermittelst ihrer die Lateinische, die als Schriftsprache, und

als Sprache der aufgeklärten Classen, sich bey weitem nicht so sehr von ihrer Quelle entfernt hatte, nicht mehr verstehen konnte. Da wurde dann der Schluß des Concilii nothwendig. — Diese Vorstellungsart stimmt mit dem heutigen Zustande der Französischen Sprache, und mit allen Monumenten überein, die uns von diesen dunkeln Zeiten übrig sind. Nun läßt sich begreifen, warum die Gesetze und Edicte der ersten Fränkischen Könige, ob sie wohl Lateinisch abgefaßt waren, doch von den Franken so wohl als den Galliern verstanden werden konnten. Ist daher die Vermuthung so ganz ungegründet, daß das barbarische Latein in einigen Schriften aus dem mittlern Zeitalter oft eine bloße Herablassung der Schriftsteller war, um vom Volke desto leichter verstanden zu werden? (S. *du Cange Gloſſ. præf.* p. 20. & 59. und *Erasm.* L. XXVIII. ep. 9.) Uebrigens ist es natürlich, daß die *Romana-ruſtica*, die ohnehin in den verschiedenen Römischen Provinzen etwas verschieden seyn mußte, sich durch den Einfluß der fremden Sprachen bald mehr bald minder veränderte. So bekam sie in dem Nordöstlichen Frankreich eine ganz andere Gestalt als in dem Südlichen. In Italien nahm man von *ille* die erste

Sylbe,

Sylbe, und sagte *il libro;* in dem nördlichen Frankreich die letzte, und sagte *le livre*: doch behielt das Romanische überall die Oberhand, und die Sprachen der Ueberwinder wurden verdrungen.

(7) Daß die *lingua theotisca*, (die auch *Francica* genennt wird,) unter den Merovingern die Hofsprache war, ist ganz natürlich; aber daß sie es in Frankreich unter den Carolingern noch nach der Theilung des Reichs blieb, würden wir nicht so leicht glauben, wenn wir es nicht aus einer Stelle des Flodoard schließen müßten. Dieser Geschichtschreiber sagt von einem Päpstlichen, an **Ludwig** den IVten, und Kayser Otto den Isten im Jahr 948 erlassenen Schreiben, das Lateinisch abgefaßt war, daß man es dieser zween Könige wegen ins Deutsche übersetzt habe (*juxta theotiscam linguam propter Reges.*) *Bettinelli* betrügt sich also sehr, wenn er in seinem Risorgim. d' Ital. T. II. p. 20. die Stelle **Eginhards**, *incoavit* (*Carol. M.*) *et Grammaticam patrii sermonis*, von der *lingua Romanza* versteht, und an den Rand setzt: *ciò intesero alcuni del Tedesco*, als wenn dieses nicht eine ausgemachte Sache wäre. — Uebrigens ist diese Gewohnheit der Carolinger ein neuer Beweis, daß

die

die Hofsprache nicht immer die Landessprache ist: denn bey dem schon berührten Bündnisse zwischen Ludwig dem Deutschen, und Carl dem Kahlen, war der Eydschwur Ludwigs Romanisch, der Eydschwur Carls aber Deutsch abgefaßt, ohne Zweifel, damit Ludwig von den Gallo-Franken, Carl aber von den Deutschen, die zugegen waren, verstanden würde. Die damaligen Gallo-Franken müßen also das von ihren Vorfahren nach Gallien gebrachte Deutsche nicht mehr gesprochen haben.

(9) Joh. Wahlius giebt einen besonderen Grund an, warum die Bemühungen Carls fruchtlos waren; er sagt: „accessit avaritia sive ambitio monachorum ac sacerdotum, qui cum curam disciplinarum atque artium, pessimo eorum seculorum fato, intra claustra sua compegissent, studio et industria difficultatem horroremque linguæ alebant, ut absterritis à studio nobilibus, ipsi soli in aulis principum eruditionis præmia et honores venditarent„. Ich glaube nicht, daß der Ehrgeitz und die Habsucht der Geistlichkeit sich hier sonderlich ins Spiel gemischt haben. Wäre auch das Deutsche die Reichssprache geworden, so würde deswegen die Geistlichkeit durch den größtentheils

theils unwissenden Adel nicht aus dem Besitz ihres Ansehens verdrungen worden seyn; denn sie hätte gewiß diese Sprache wenigstens eben so gut gelernt als er, und wäre ihm immer noch in andern, zu den hohen Regierungsposten erforderlichen Kenntnissen überlegen gewesen. Wie sehr die Geistlichkeit sich dergleichen Neuerungen zu Nutz zu machen, und den Layen den Vortheil aus den Händen zu spielen wußte, davon haben wir ein Beyspiel an der Einführung des Römischen Rechts (Schmidt Gesch. der Deutsch. Th. II. B. V. C. 9.) Richelieu, Mazarin, Fleury sind in neuern Zeiten gewiß nicht durch ihr Latein Staatsminister in Frankreich geworden. Die wahre Ursache war wohl, weil das Lateinische durch seinen langen Gebrauch, der von den Zeiten der Römer ununterbrochen fortgedauret hatte, zu den Staats- Civil- und kirchlichen Sachen ganz zugeschnitten, und also weit bequemer war, als irgend eine andere Sprache; daß insonderheit in demselben Begriffe ausgedrückt waren, für die man im Deutschen noch gar keine Wörter und Redensarten hatte. Die Geistlichen hätten das Deutsche erst bilden müßen; um dieses nicht thun zu wollen, brauchten sie weder ehrgeizig, noch habsüchtig zu seyn. Wie mühsam es

noch

noch im 9ten Jahrhundert war, sich des Deutschen als einer Schriftsprache zu bedienen, sehen wir aus der Klage Ottfrieds, der die vier Evangelien in Deutsche Verse übersetzte. Er schrieb an den Bischoff von Maynz: „theotiscæ linguæ barbaries ut est inculta et indisciplinabilis, atque insueta capi regulari freno grammaticæ artis, sic etiam in multis dictis *scriptu* est propter litterarum aut congeriem aut incognitam sonoritatem difficilis„. Selbst der Versuch Carls des Großen, den Monathen und Winden lauter Deutsche Namen zu geben, ist ein Beweis von dem Mangelhaften und Unvollständigen der lingua theotisca: und doch hatte sie zu Carls Zeiten gewiß schon merkliche Schritte zu ihrer Vollkommenheit gethan. Aber welch einen Mangel muß sie nicht zur Zeit, da die Franken in Gallien einfielen, an Wörtern gehabt haben, die sich auf den Ackerbau, auf Handwerker und Künste, auf Wissenschaften, auf bürgerliche Verfassung, insonderheit auf Religion und kirchliche Ceremonien beziehen? Der gelehrte Verfasser der Geschichte der Deutschen macht aus dem, daß Ottfried in der angeführten Stelle sich nur über die Unregelmäßigkeit, und nicht über die Armuth der Deutschen Sprache beklagt,

klagt, und aus der ihm geglückten Uebersetzung, den Schluß, daß sie schon damals eine reiche Sprache müße gewesen seyn. (Th. 1. B. 3. C. 8.) allein von den gemeldten Begriffen kommen nicht sonderlich viele in den vier Evangelien vor, so wie H. Schmidt selbst gesteht, daß die Begriffe der höhern Abstraction darin selten sind. Auch käme es noch auf eine Untersuchung an, ob nicht Ottfried, um gewisse Begriffe auszudrücken, Wörter aus dem Lateinischen oder Griechischen entlehnt hat. Wir halten itzo manches Wort für ursprünglich-Deutsch, das aus dem Lateinischen abstammt. So wird man z. B. die Ableitung des Wortes Arzt von *Archiater* als gezwungen und ungewiß ansehen, und doch hat sie ihren guten Grund (S. Möhsens Gesch. Th. 1. S. 45.) So kommt Vließ offenbar von *vellus*, Spiegel von *speculum* her; hundert anderer Beyspiele nicht zu gedenken. — Kurz, ein uncultivirtes Volk kann keine reiche Sprache haben; wohl aber kann seine Sprache zu einer großen Bereicherung aufgelegt seyn.

(9) Einige Schriftsteller glauben den Grund, warum die Nordischen Völker in den Römischen Provinzen die Sprache der Römer annahmen, dar-

in zu finden, weil sie bey weitem nicht so zahlreich waren, wie die alten Einwohner. Allein die Franken, die Burgundier und die Visigothen, drey Nationen, die zu gleicher Zeit Gallien besaßen, machten gewiß eine beträchtliche Menge Menschen aus. Wenigstens ist die Meynung, daß die Anzahl der in Italien eingefallenen Gothen und Longobarden nicht sonderlich beträchtlich gewesen sey, von dem gelehrten Muratori wider den Maffei aus den Zeugnissen der alten Schriftsteller gründlich bestritten worden. (Antiquit. Med. æv. Diss. XXXIII.) Theodorich sagt in einer seiner Constitutionen, worin er die Römer und Gothen zu gegenseitiger Verträglichkeit ermahnt: „vos autem Romani Gothos diligere debetis, qui vobis in pace *numerosos populos faciunt*„; woraus sich theils die Entvölkerung Italiens an alten Einwohnern, theils die große Anzahl der Gothen schließen läßt. Auch muß man erwägen, daß die Barbaren, wann sie eine Provinz unterjochten, einen Theil der Einwohner durchs Schwert, oder indem sie sie plünderten, und ihnen alle Mittel zur Subsistenz benahmen, durch Hunger aufrieben. Um aber deutlich einzusehen, daß die größere Anzahl von Menschen auf der einen Seite, wenn der Unterschied

nicht

nicht sehr beträchtlich ist, in dieser Sache nicht viel entscheidet, setze man, die Franken, die sich in Gallien niederließen, haben zwey Drittheil von der ganzen Volksmenge in einem gegebenen Raume ausgemacht; dem Drittheil Gallier aber, mit denen sie sich vermischten, gebe man durch eine Voraussetzung, wozu man berechtiget ist, noch einmal so viel Ideen und Wörter, als jene mit sich brachten: so mußten die zwey Drittheil Franken, ohngeachtet ihrer größern Menge, von den Galliern einen Theil ihrer Sprache lernen, wenn sie mit ihnen umgehen wollten; und das mußten sie thun, wenn auch die Gallier noch so bereitwillig gewesen wären, Deutsch zu lernen. So gewöhnten sie sich, die Gallier als ihre Lehrmeister anzusehen: und wie leicht war es alsdann, daß sie unvermerklich ihre ganze Sprache lernten! — Endlich ist bey der Vermischung von zweyen an Cultur so verschiedenen Völkern auch dieß noch zu bemerken, daß die Nation, die gebildeter ist, und eine gebildetere Sprache hat, (denn diese zwey Dinge müßen hier zusammengenommen werden;) auch redseliger und geschwätziger ist als die andere. Der Barbar ist kein Freund von vielen Worten. Ein Gallier machte vielleicht ein Paar Lateinische Perioden, ehe der

Franke einen kurzen Satz hervorbrachte; und wenn er diesen lange genug in Lateinischen Phrasen gebeten hatte, ihn nicht zu plündern, so war vielleicht alles, was der Franke sagte: Fort, oder sey mein Sklav! Unterdessen hatte ihm doch der Gallier sein Latein an die Ohren hingeschwätzt. — Hat das, was Thunmann in seiner Untersuchung der östlichen Europäischen Völker S. 339. von der Kutzowlachischen Sprache sagt, seine Richtigkeit, so werden meine Grundsätze dadurch auf eine auffallende Art bestätiget. „Gerade die Hälfte der Wörter, (sagt er,) ich habe nachgezählt, ist Lateinisch; drey Achttheile sind Griechisch, zwey Gothisch, Slavisch und Türkisch, und die drey übrigen aus einer Sprache, die mit der Albanischen viele Aehnlichkeit hat„. Hier haben also die Gothen, Slaven und Türken nicht weiter als zwey Sechzehenthel zur ganzen Sprachmasse geliefert; sollten sie wohl eben so wenig zur Volksmasse geliefert haben? Nur bey der Lateinischen und Griechischen Sprache mögen die Ingredienzen, die sie lieferten, ohngefehr im Verhältniß der communicirenden Individuen gewesen seyn, denn da waren Völker und Sprachen auf beyden Seiten einander an Cultur so ziemlich gleich. Die Schriftsteller,

die bey den Volksvermischungen die Menge eines jeden Volkes bloß aus der Quantität der Wörter bestimmen wollen, die aus seiner Sprache in die gemischte gekommen, und darin vorhanden sind, können sich also sehr irren. Calculiren kann man freylich in dieser Sache nicht: allein wer einen Haupt-Bestimmungsgrund übersieht, muß nothwendig auf ein sehr falsches Resultat kommen. Hr. Buchholz sagt in seiner Geschichte von Mecklenb. S. 171. „es werden nur noch wenig wahrhafte und an der Sprache zu unterscheidende Wenden angetroffen, so daß man beynahe zweiflen möchte, ob sie jemals ein so großes Volk gewesen, wenn uns nicht die unstreitige Geschichte das Gegentheil versicherte.„ Auf diese Schwierigkeit ist leicht zu antworten. Der siegreichere und cultivirtere Deutsche hat dem größten Theile der Wenden seine Sprache gegeben; und nun scheint der Wende fast überall verschwunden, und der Deutsche an seine Stelle gekommen zu seyn. Wenn die Walachen sich einbilden, es fließe noch viel Römisches Blut in ihren Adern, so haben sie sehr Unrecht, solches aus den Resten der Lateinischen Sprache unter ihnen zu schließen.

(10) Einem solchen verworrenen Gefühl von Hochachtung einer sich erst bildenden Nation für grössere Cultur, muß es zugeschrieben werden, daß diejenigen von den Germanischen Nationen, die etwas länger auf Römischem Boden gewesen waren, oder mit den Römern in näherer Bekanntschaft gelebt hatten, sich schon aus diesem Grunde besser dünkten als die übrigen. Man hat eine Inschrift auf den König Ataulph, worin er *depulsor barbariei vandalicæ* genannt wird. — Der Burgundische König Gundobald sagte, nach dem Greg. von Tours, zu seinem Minister Aredius: „ich bin ganz in Aengsten, und weiß nicht, was ich thun soll, weil diese Barbaren (die Franken) über uns gekommen sind, damit sie unser Land zu Grunde richten„. (Schmidt Th. 1. S. 192.) Mit dieses Hochachtung konnte doch jene Verachtung bestehen, die die Nordischen Sieger bey gewissen Gelegenheiten gegen die Römer blicken ließen. Wenn sie sie nämlich verachteten, so nahmen sie zum Maßstab ihrer Hochachtung die Tapferkeit an. Da mußten sie freylich die damaligen Römer sehr klein finden. Die Franken konnten also wohl den Namen Römer als ein Scheltwort gebrauchen, und in ihren Gesetzen, wo sie als die siegreiche

reiche und herrschende Nation erschienen, den Todschlag eines Franken weit höher taxiren als den eines Römers. Wir bemerken diese widersprechende Empfindungen auch bey den Creuzfahrern, die sich eine Zeit lang in Constantinopel aufgehalten hatten. Sie verachteten den feigen und zu niedrigen Ränken aufgelegten Charakter der Griechen; bewunderten aber ihre künstlichen Manufacturen, ihre schönen Gemählde, ihre bequemen und mit prächtigen Meubles geschmückten Häuser, und die Paläste von Constantinopel.

(11) Wer das mittlere Zeitalter mit einem aufmerksamen Blicke durchschaut, und insonderheit das [illegible]de desselben betrachtet, wird finden, daß man den Griechischen Flüchtlingen von Constantinopel zu viel Ehre erweiset, wenn man ihnen den Haupt-Antheil an der Wiederherstellung der Wissenschaften in Europa zuschreibt. Es ist auch hier geschehen, was man bey der Erklärung von so vielen andern großen Veränderungen gethan hat: man hat den langsamen Fortschritt der Gattung nicht genug bemerkt, und alles auf die Rechnung von ein Paar Individuen geschrieben. Um nur von dem Griechischen zu reden, so ist es in dem mittlern

Zeitalter von den Europäern nicht so vernachläßiget worden, wie man insgemein glaubt. Ich habe über diesen Zweig der Litteratur besondere Untersuchungen angestellt, und zu meinem Erstaunen gefunden, daß es von dem 7ten Jahrhundert an, bis zum 15ten, in einer jeden Periode immer eine beträchtliche Anzahl Männer unter den Abendländern gab, die das Griechische theils verstanden, theils schrieben, theils redeten. Allein diese Materie erfoderte eine eigene Abhandlung. — Nur über die sogenannten finstern Jahrhunderte sey es mir vergönnt, ein Paar Reflexionen zu machen. Es muß gleich einem jeden nachdenkenden Manne auffallen, wenn man ihm sagt, daß im zehnten und eilften Jahrhundert die Unwissenheit und Barbarey unter den Europäern ihren höchsten Grad erreicht haben. Hat unter Carl dem Großen die Aufklärung wirklich angefangen, so sehe ich keinen Grund, warum sie nicht, wiewohl mit schwachen Schritten, in den folgenden Jahrhunderten immer fortgerückt seyn soll. Warum sollen die guten Anstalten Carls, insonderheit die Menge der unter seiner Regierung errichteten Kathedral- und Klosterschulen, warum sollen die Bemühungen des großen Alfreds, Carls des Kahlen, und der

drey

drey Ottone; samt dem Beyspiel des gelehrten Gerberts und anderer großen Männer, auf die Wissenschaften keinen günstigen Einfluß gehabt haben? Das Studium des Römischen Rechtes, das schon im 11ten Jahrhundert in Italien stark getrieben wurde, (Schmidt Th. 2. B. 5. C. 9.) ist schon ein Zeichen von einem gewissen Grad von Aufklärung, und muß sie befördert haben. Um diese Schlüsse zu entkräften, ist es nicht genug, mit Bruckern sich auf das Zeugniß des Baronius, (der das für ein Zeichen von der größten Barbarey hält, daß weltliche Fürsten den Römischen Stuhl besetzten;) auf die Klagen der damaligen Synoden, (die vielleicht gerade das Gegentheil beweisen,) und auf die geringe Anzahl der von diesem Zeitalter vorhandenen Schriften zu berufen. Wie wenig das letztere beweißt, zeigt das Beyspiel des Bruno, Erzbischoffes von Cölln und Herzogs von Lothringen, dessen große Kenntnisse in der Lateinischen und Griechischen Sprache, und übrige Gelehrsamkeit bekannt sind, der aber wenig geschrieben hat, von dessen Schriften wenigstens nichts auf uns gekommen ist. — Um ein richtiges Urtheil von dem verhältnißmäßigen Grad der Aufklärung dieser Jahrhunderte zu fällen, müßte man, dünkt mich, die

Schriften der berühmtesten Männer aus denselben mit den Schriften ihrer Vorgänger vergleichen, und zwar hiezu nur ein einziges Land, z. B. Frankreich wählen; aber vorher einen richtigen Maßstab festsetzen, wornach Aufklärung und Unwissenheit beurtheilt werden müßen. Dieser Maßstab muß nicht gerade Reinigkeit der Lateinischen Sprache, (wiewohl man über diese in Lambert von Aschaffenburg erstaunt;) sondern Geschmack und Vernunft seyn. Fünde man in den Dichtern des 10ten und 11ten Jahrhunderts Spuren eines bessern Geschmacks, (wovon mir das schon ein Beweis zu seyn scheint, daß die lingua vulgaris schon damals als Schriftsprache, besonders zu Romanen und Liedern konnte gebraucht werden, (*Hist. litt. de la France* T. VII. p. 37.); fünde man ferner, daß man anfing ordentlicher zu denken, so unlateinisch man auch immer sich noch ausdrückte, daß man in Religions-Sachen mehr raisonnirte als vorher, daß die wiewohl schüchterne Kritik die Fabeln von der historischen Wahrheit zu scheiden suchte; so wäre die Sache zum Vortheil dieser Jahrhunderte, wenigstens was die Classe der Geistlichkeit betrifft, bald entschieden. Und dieß, glaube ich, würde man bey einer etwas genauern Prüfung finden; es würde

sich

sich vielleicht zeigen, daß der größte Grad der Unwissenheit und Barbarey in dem 7ten und zu Anfang des 8ten Jahrhunderts war, und daß von da an, die Aufklärung, wiewohl allmählig, immer fortgeschritten ist. Freylich bliebe immer noch die besondere Untersuchung übrig, ob diese Aufklärung sich auch auf die Layen, insonderheit auf die niedere Classen erstreckte. Ein Zeichen hievon scheint mir wiederum die Bildung der Landessprachen zu seyn, die sich nun in die Classe der Schriftsprachen erhoben. Eine solche Sprachen-Cultur setzt nothwendig den Fortschritt der National-Cultur voraus.

(12) „Ait Verres indignum facinus esse, quod ego in Senatu Græco verba fecissem: quod quidem apud *Græcos græce* locutus essem, id ferri nullo modo posse„. (*Cic. in Verr. Orat.* 9. n, 147.) Durch die letztern Worte sucht Cicero den Verres lächerlich zu machen: allein es scheint doch, er habe in dem Senat von Syracus mehr seine Geschicklichkeit in der Griechischen Sprache zeigen, als die Römische Sitte und Auctorität behaupten wollen. Wie streng die Römer in diesem Puncte waren, sehen wir aus einer Stelle des Livius:

vius: „ipsius etiam Imperatoris (P. Scipionis) non romanus modo, sed ne militaris quidem cultus jactabatur; cum *pallio crepidisque* inambulare in Gymnasio„; und aus dem Tacitus (*Annal.* L. 2.) „ exemplum Scipionis imitatus est Germanicus Tiberii temporibus, cum Ægyptum lustrabat; & reprehensus non minus est quam Scipio„.

(13) Dieß ist wohl eine der Ursachen, warum bey Staats = und Friedens = Unterhandlungen die Repräsentanten der einen Nation sich nicht gern der Sprache der andern bedienten. Man spricht selten eine fremde Sprache so gut und so geläufig, als die seinige; man ist immer in Gefahr, Fehler zu machen, und wird sie gewiß nicht ganz vermeiden. Mit der Pronunciation wird es ohnehin immer ein wenig mißlich aussehen. Dieß setzt in Verlegenheit, und giebt dem andern Theile eine gewisse Superiorität, die bey einer Gelegenheit, wo man am meisten seine Macht, wenigstens den Schein davon zu behaupten sucht, und über Kleinigkeiten desto fester hält, je wichtigere Dinge man abtreten muß, für den Nationalstolz nicht anders als unangenehm seyn kann. Daher die Streitigkeiten der Europäischen

schen Nationen über den Gebrauch der Sprachen, und die Protestationen, wenn anstatt des Lateinischen das Französische oder das Spanische gebraucht wurde. In der That war der Gebrauch des Lateinischen, als einer dritten und todten Sprache, bey dergleichen Gelegenheiten sehr geschickt, allen unterhandelnden Nationen das Ansehen der Gleichheit zu geben. Wenn man aber das Französische spricht und schreibt, wie Friederich, und bey Roßbach seine Ueberlegenheit gezeigt hat, und seinen Feinden keinen Fußbreit Landes abtritt; warum sollte man da noch befürchten, sich das Ansehen von Inferiorität zu geben, wenn man das Friedens-Instrument Französisch abfassen läßt?

(14) Aus diesen Grundsätzen läßt sich die Frage beantworten, die ohnelängst ein Englischer Schriftsteller (*Jean Sinclair* in seinen *observations on the scottish dialect*) aufgeworfen hat, wie nämlich der in England herrschende Sächsische Dialect nach Schottland, wo vorzeiten die Ersische Sprache geredet wurde, ohngeachtet der Feindschaft der zwey Nationen, lange vor der Vereinigung der zwey Königreiche, gekommen sey? Es ist natürlich, sagt er, daß ein geringerer Staat die

Sprache

Sprache und die Sitten eines mächtigern und reichern Nachbarn annimmt. Diese Ursache muß allerdings hier gewirket haben; aber sie allein würde nicht hinlänglich gewesen seyn. Denn warum behielten die Engländer, die im Jahr 958 die mittäglichen Provinzen Schottlands erobert hatten, auch alsdann noch, nachdem sie von den Schotten wieder waren bezwungen worden, doch die Sprache und die Sitte ihrer Voraltern bey, und warum verbreitete sich hernach, wie er selbst bemerkt, die Sächsische Sprache bis in die mitternächtlichsten Gegenden von Schottland? — Hievon müßen, dünkt mich, außer dem angeführten Grund, noch die größere Bildung der Englischen Sprache, und die größere Cultur der Englischen Nation, verbunden mit einer großen Communication von beyden Seiten, als Haupt-Ursachen angegeben werden. — Es war eine Zeit, da zu Marseille drey Sprachen im Schwang gingen: die Griechische, die Lateinische und die Gallische; daher Varro die Einwohner dieser Stadt dreyzüngigt nennt. Die Gallische Sprache, als die ungebildetste, ward zuerst verdrungen. Weit später die gebildete Griechische, die aber doch endlich der Römischen, welche neben ihrer Cultur den Vortheil hatte, die

Sprache

Sprache des herrschenden Volkes zu seyn, die Oberhand lassen mußte. — Aus eben diesen Principien lassen sich viele Phänomene von Sprach-Vermischungen unter zusammengeschmolzenen Völkern erklären. Das Walachische ist nach H. Sulzer (S. seine Gesch. des Transalp. Dac. B. 2.) eine aus dem Römischen und Slavischen entstandene Sprache, worin aber das Römische herrscht. Das muß so seyn: denn als die Slaven (nach H. Sulzer) in Mösien, Thracien u. s. w. einfielen, und sich mit den dasigen Einwohnern, die noch für Römer gelten konnten, weil sie Römisch redeten, nach und nach vermischten; so war auf ihrer Seite Herrschaft, auf Seiten der Römer aber bessere Sprache und mehr Cultur. Diese Ursachen mußten sich wechselsweise in ihren Wirkungen beschränken, und eine vermischte Sprache hervorbringen, in die aber die stärkere Ursache auch den größten Einfluß hatte. H. Sulzer hat, um diese Sprachvermischung zu erklären, eine unwahrscheinliche Hypothese angenommen. „Die Römer, (sagt er Th. 2. S. 60.) nahmen Slavische Weiber, die Römerinnen heuratheten Slavische Männer. Demohngeachtet blieben beyde Nationen von einander abgesondert;„ (wie zwey Nationen, die sich unter-

einander

einander verheurathen, abgesondert bleiben können, sehe ich nicht.) „Denn aus der Geschichte weiß „man, daß die Slaven die Sitten und die Spra„che der Länder, wo sie sich niederließen, selten „oder gar nicht angenommen haben„. Nach H. Sulzer wären also bey dieser Gelegenheit zwey Nationen entstanden, wovon die eine aus Römern mit Slavischen Weibern, die andere aus Slaven mit Römischen Weibern bestand. Die erstere formirte eigentlich die heutigen Walachen, und führte, weil die Männer Römer waren, den Namen Rumuni immer noch fort. Nun sagt er weiter: „Das Ansehen der Römer war verschwunden, und „mit ihm hatte die Macht, ihre Sprache andern „Völkern aufzudringen, aufgehört. Jetzt war die „Reyhe, andern zu gehorchen, an sie gekommen; jetzt „mußten sie froh seyn, daß ihre Slavischen Wei„ber ihre Lateinische Sprache radbrechen lernten; „und lüstern genug, sie zu besitzen, mußten die „Freyer sichs vorher gefallen lassen, einige Sla„vische Wörter zu erlernen, womit sie ihren Bräu„ten ihre Zärtlichkeit vortragen, und ihre Liebe „erklären konnten. Ich schließe dieses aus dem „Umstande, daß in der ganzen Walachischen Spra„che kein Wort gefunden wird, welches mit dem

„so

„ so gemeinen Lateinischen Wort amare oder amor „ übereinkäme „. — Ich kann nicht glauben, daß es H. Sulzer mit seiner Erklärung, so witzig sie auch ist, Ernst sey. Ich will daher dem Roman eine andere Wendung geben, und mit Beybehaltung eines Theils seiner Hypothese, die Sache auf eine für die Römer etwas günstigere Art vorstellen. „ Die Slaven jagten bey ihrem Einfall in Thra„ cien, Mösien, und die dortigen Gegenden, die „ Römer zum Lande hinaus, oder schickten sie in „ die andere Welt; ihre jungen Weiber aber und „ ihre mannbaren Töchter behielten sie. Da diese „ Römerinnen um ein merkliches schöner und lie„ benswürdiger waren, als ihre Slavinnen, so „ machten sie ihnen den Hof, aber auf gut sla„ vonisch. Die Römerinnen, die an dieser gewalt„ thätigen Art zu procediren, an der rohen Spra„ che dieser Räuber, und vielleicht auch an den „ Slavonischen Gesichtern kein sonderliches Gefal„ len hatten, erwiederten ihre Zärtlichkeits-Be„ zeugungen schlecht, und schwuren, diesen Bar„ baren, die sie ihrer Männer und Väter beraubt, „ und zur Heurath gezwungen hatten, in ihrem „ Leben nicht *amo* zu sagen, obwohl ihre Männer „ theils aus Ehrfurcht gegen den Römischen Na-

„ men, theils um ihre Weiber zu gewinnen, sich „ Rumuni nannten. So ist das Wort *amo* in „ der Walachey verlohren gegangen„. — Doch ernstlich zu reden, so mögen die Slaven sich mit den Römern durch Heurathen zu Einem Volke vermischt haben oder nicht: genug, sie wohnten in Einem Lande beysammen; sie hatten einen beständigen Verkehr mit einander; sie hatten einerley Religion u. s. w. folglich mußte sich unter ihnen nach und nach eine gemeinschaftliche Sprache bilden. Die Franken und Gallier blieben lange durch Sitten und Gesetze unterschieden; allein ihre Sprachen müßen doch bald einen wechselseitigen Einfluß auf einander gehabt, und sich zu einer gemeinschaftlichen Sprache geneigt haben. Daß die Walachen sich immer noch Rumuni hießen, kommt vermuthlich eben daher, weil die Slaven größtentheils die Sprache dieser Römer und zum Theil auch ihre Sitten angenommen hatten, und auf diesen Namen eben so stolz waren, als die Völker, die vor ihnen mit den Abkömmlingen der ersten Römischen Pflanzbürger sich vermischt hatten. Endlich müßen doch diese beyde Völker durch Heurathen zu Einem Volke zusammengeschmolzen seyn; so wie sich Gallier und Franken endlich auch in Ein Volk verlohren.

Son-

Sonderbar ist es freylich, daß in der ganzen Walachischen Sprache keine Spur mehr von den bekannten Wörtern *amo* und *amor* vorhanden seyn soll; allein wie viel Romanen ließen sich nicht hierüber machen? Ich habe bisher bey meiner Erklärung die Sulzerische Geschichte der Walachen zum Grunde gelegt. Allein Thunmann stellt die Sache anders vor. Er läßt die Römer, die in Thracien und den dortigen Gegenden wohnten, bey dem Einfall der Barbaren auf die Gebürge flüchten und Nomaden werden. „In diesem Zustande, sagt er, wurden sie von den Slaven Wlachen, d. i. herumirrende Völker genannt; ein Schimpfname, der ihnen blieb, ob sie wohl sich immer Römer nannten. So erhielt sich ihr Geschlecht und ihre Sprache„. Herr Sulzer ist mit dieser Erklärung nicht zufrieden, und macht gegründete Einwendungen dagegen. In der That wird dadurch die Frage: **wie ist die Vermischung des Lateinischen und Slavischen entstanden?** nicht beantwortet. Zwischen beyden Völkern muß irgend eine Vermischung vorgegangen seyn.

(15) Unter Petrarchs *Epist. var.* findet man einen zum Theil kurzweiligen Brief *contra Galli*

cujusdam calumnias, wo diese Verachtung der Italiäner gegen alle übrige Nationen aus mehrern Stellen hervorleuchtet. Der Französische Gelehrte hatte sich beschwehrt, daß Petrarch seine Landsleute Barbaren geheißen hatte: Darauf antwortet Petrarch: „ille autem declamator *hærentem offibus barbariem* tentat excutere, multa de *gallica morum elegantia* difputans. — Fingant fe Galli credantque quod volunt; licet enim cuique de fe fuisque rebus opinionem favorabilem fabricare, funtque qui hoc faciunt, felices errore fuo. Ad hoc opus *nulla gens promptior quam Galli*. Ceterum opinentur ut libet; *barbari* tamen funt, *neque de hoc inter doctos dubitatio unquam fuit*: quamvis ne id quidem negem, nec negari poffe arbitror, effe Gallos barbarorum omnium *mitiores* — O criftati Gallorum vertices ac fuperbi — jungo ego *Græcis Gallos*, qui licet inferiores ingenio, *jactantia* et *loquacitate* fuperiores funt — Fatetur quidem Gallus, non ut reor *ex animo*, fed *urbanitate quadam Gallica*, Italiam magnam partem orbis et bonam effe — Endlich räth er ihm, ut concretum erorris pulverem è *cauda Gallicæ levitatis* excutiat — Ich habe diese Stellen hergesetzt, um zu zeigen, was fremde Nationen

schon

schon im 14ten Jahrhundet von dem Charakter der Franzosen dachten. Was Petrarch von uns Deutschen für eine Meynung hatte, läßt sich gleicherweise aus einer dieser Stellen schließen: aber in der folgenden ist es ganz deutlich. Er sagt aus Gelegenheit der poetischen Crönung des Zanobi durch Kayser Carl den IVten: de *nostris ingeniis*, mirum dictu, judex censorque Germanicus ferre sententiam *non expavit* (*Præf. ad invect. in Medic.*) Als Garzia de Menesses, ein Spanier, durch eine vor dem Papst Sixt dem IVten, gehaltene Lateinische Rede das ganze Cardinals-Collegium in Erstaunen setzte, rief Pomponius Lätus aus: Pater sancte, quis est ille Barbarus, qui tam diserte loquitur? (*Giov. Andres dell. orig. &c.* T. I. p. 372.) Noch in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts müßen die Italiänischen Gelehrten solche Begriffe gehabt haben, denn Balzac sagt von ihnen: „ils pensent que tous ceux qui ne sont pas Italiens, sont des Scythes.„ Dieser Nationalstolz ist sehr lächerlich; indessen haben alle cultivirte Nationen gegen ungebildetere dergleichen Gesinnungen geäußert. Es geht ihnen wie den ältern Brüdern, die ihre jüngern Geschwistrige im-

mer noch als Kinder ansehen und behandlen, auch wenn diese schon erwachsen sind.

(16) Was für ein Zusammenfluß von Italiänern, Franzosen, Flammändern, Deutschen, Spaniern, Portugiesen, Engländern und Schotten gegen das Ende des 13ten Jahrhunderts zu Bologna war, sehen wir aus *Tiraboschi Stor.* T. VII. p. 247. Es war etwas gemeines, daselbst bis 10000 Studirende zu zählen. Aus Deutschland reisete man im 15ten und 16ten Jahrhundert häufig dahin, weil man glaubte, das Römische Recht nirgends besser als auf diesen alten Werkstätten des Bartolus und Baldus lernen zu können. Aus der Mark Brandenburg besuchten Adeliche und Bürgerliche die Italiänischen Universitäten Bologna, Padua und Ferrara, ohngeachtet der Verordnung, wodurch Joachim der IIte diese Reisen zum Vortheil der Universität Frankfurt einzuschränken suchte. (S. Möhsen Th. 2. S. 394.) Aus andern Provinzen Deutschlands und des übrigen Norden geschah ein gleiches (*Tirab.* T. XIV. p. 1174. Buchholz Gesch. von Meckl. S. 382.) Gustav Adolph war im Jahr 1610 zu Padua ein Schüler von Galiläi. Es befanden sich daselbst eine Menge Deutscher,

scher, Französischer, Pohlnischer, Schwedischer, Ungarischer und Siebenbürgischer Edelleute. Sie sprachen alle gut Lateinisch; ersuchten aber den Galilái, um desto besser Italiänisch zu lernen, seine Lectionen in der Toskanischen Sprache zu halten. (S. Jagemanns Magaz. B. 7.) Die Deutsche studirende Nation hat noch heutzutage in Bologna ihre eigene Obrigkeit, eine besondre Matrikel und viele Privilegien, nach Keyslers Reisen 65. S. 973. Maximilian der IIte versprach den Pohlen, auf seine Unkosten immer 100 junge Leute von ihrer Nation zu Padua studiren zu lassen, wenn sie seinen Sohn Ernst zu ihrem König erwählen würden (*Bettin. Riſorg. I.* p. 220.) Auch bemühten sich die Deutschen Fürsten damals, Italiänische Rechtsgelehrten auf ihre Universitäten zu ziehen. (*Tirab.* T. XVI. p. 163. ſeqq.)

(17) „Vulgare, (sagt Dante in seinem Buch *de eloquio vulgari*,) quod venamur, in qualibet redolet civitate, nec cubat in ulla; poteſt tamen magis in una redolere quam in alia, ſicut ſimpliciſſima ſubſtantiarum, quæ Deus eſt, in homine magis redolet, quam in bruto; in animali quam in planta; in hac quam in minera; in hac

 quam

quam in cœlo; in igne quam in terra„. Dieses Gleichniß des Dante verräth die hohe Meynung, die er von der gebildeten Toskanischen Mundart hatte. Uebrigens widerspricht diese Stelle des Dante von dem *Vulgari Illustri*, (das er auch *Cardinale*, *curiale* und *aulicum* nennt,) dem ersten Anblick nach, einer andern, wo er Schriftsteller anführt, die sich dieser Sprache bereits vor ihm bedient hatten. Die Auflösung dieses scheinbaren Widerspruchs fand ich im Tiraboschi, der sich eben diesen Einwurf gemacht hatte. Es gab nämlich schon vor dem Dante Schriftsteller, die die gereinigte Volkssprache in ihren Schriften gebraucht hatten; allein einem jeden klebte doch noch mehr oder weniger von seiner Provinzial-Mundart an; und so war das *Vulgare Illustre* noch nicht ganz gefunden. Dante bleibt also, ob er gleich Vorgänger hatte, der Schöpfer der Toskanischen Sprache. Etwas ähnliches geschah bey uns Deutschen. Es gab in Deutschland, noch ehe die Deutsche Sprache in Obersachsen gebildet wurde, eine Schriftsprache, deren sich alle Schriftsteller von Geschmack bedienten, nur daß sie immer mehr oder weniger von ihrer eigenthümlichen Mundart einmischten. Man sehe hievon H. Adelungs Magaz. 1ster Jahrg. 3tes St. S. 145.

Die

Die Gedanken dieses großen und geschmackvollen Sprachforschers von der Entstehungsart der gebildeten Deutschen Sprache werden durch diese Stelle des Dante in so weit bestätiget, daß allerdings die Gesellschaftssprache der höhern Classen im Südlichen Obersachsen anfänglich den Schriftstellern zum Muster dienen mußte; denn ein Muster mußten sie haben; und dieses konnte wohl keine andere Provinz, als Obersachsen seyn: Allein dieß hindert nicht, daß diese Schriftsteller nicht hinwiederum auf die Gesellschaftssprache wirkten, und durch Erfindung neuer Wörter, Redensarten und Wendungen dieselbe bereicherten. Genau zu reden, war es also weder die gute Gesellschaft allein, noch die guten Schriftsteller allein, die unsere Sprache bildeten, sondern beyde zugleich; doch trug ohne Zweifel die gute Gesellschaft am meisten dazu bey: denn selbst bey den neuen Wörtern, Redensarten und Wendungen mußten sich die Schriftsteller nach den Analogien der verfeinerten Mundart richten. Diejenigen Gegner des H. Adelungs, die die ganze Bildung der Sprache den Schriftstellern zuschreiben, behaupten einen Satz, der auf Verwirrung und Zerrüttung der Sprache abzielt. — Aber den Einfluß der politischen Herrschaft in dieser Sache

scheint dieser philosophische Sprachforscher nicht genug bemerkt zu haben. Er hat sich von Seiten Berlins seit ohngefehr zwanzig Jahren deutlich genug gezeigt; und wehe unserer Sprache, wenn daselbst einmahl eine Deutsche Akademie errichtet werden, und in dieser die neuern Kraftgenies die Oberhand bekommen sollten! — Unsere Franzosen-Hasser, die meistens Sprachverderber sind, sehen nicht ein, wie sehr sie Frankreichs Herrschaft in Deutschland begünstigen: denn wenn sie fortfahren, unsere Sprache zu zerrütten, so werden wir endlich alle Französisch reden und schreiben müßen. — Der Behauptung des Deutschen Merkurs, das Französische sey durch Schriftsteller ausgebildet worden, setze ich nichts als die Frage entgegen: warum haben die Franzosen eine so große Menge Wörter, die in dem Montagne, einem sonst so beliebten Schriftsteller, enthalten sind, in ihre Sprache nicht aufgenommen, oder gar daraus weggeworfen?

(18) Es ist eine ziemlich mühsame Untersuchung, wenn man mit einiger Genauigkeit bestimmen will, wie weit die Italiänische und andere Sprachen in dem 16ten und 17ten Jahrhundert in Europa ausgebreitet waren. Die Biographien von Fürstlichen

lichen Personen, von Staats = und Kriegs = Männern, und von berühmten Gelehrten, sind eine Quelle, die man bey dieser Untersuchung nützlich gebrauchen kann. Wer, wie ich, sich die Mühe nehmen will, sie in dieser Absicht zu durchblättern, wird meine Behauptung von der Italiänischen Sprache bestätiget finden. Eine vollständige Induction aber ist eben so unnöthig als unmöglich, indem der Schluß aus der Analogie auch hier Statt findet. Von vielen Deutschen Fürsten in den zwey vorhergehenden Jahrhunderten ist es bekannt, daß sie Italiänisch konnten. Den Churfürsten war durch die goldne Bulle so gar eine Verbindlichkeit aufgelegt, ihre ältesten Söhne das Italiänische lernen zu lassen: aber Friederich, der erste Churfürst von Brandenburg, der im Anfang des 15ten Jahrhunderts regierte, las den Petrarch gewiß nicht, um der goldnen Bulle genug zu thun (S. Möhsen 2. S. 322.) Bey den Deutschen Gelehrten des 16ten Jahrhunderts findet sich die Kenntniß der Italiänischen Sprache nicht so gar häufig, wovon die Ursache ohne Zweifel in dem gewöhnlichen Gebrauche der Lateinischen Sprache, und in dem allgemein = ausgebreiteten Geschmack liegt, den man an der alten Litteratur hatte. Luther ist zwar in

Rom

Rom gewesen; auch mag er daselbst das *passa, passa!* der Römischen Meßknechte, denen er die Messe zu langsam las, wohl verstanden haben: indessen habe ich nirgends weder von ihm, noch von Melanchthon gefunden, daß sie Italiänisch konnten. Aber wer wollte bey dem Erasmus daran zweifeln? — Hätten die Geschichtschreiber überall, wo sie Personen von verschiedenen Nationen mit einander redend einführen, angemerkt, was für einer Sprache sie sich in ihrem Umgang und in ihren Unterhandlungen bedienten, so würde uns diese Untersuchung sehr erleichtert seyn. Allein das thun sie selten, weil sie die Sprache bey solchen Gelegenheiten, wie billig, als eine Nebensache ansehen. Indessen ist sie doch bisweilen nicht schwehr zu errathen. Carl der Vte sprach ohne Zweifel an den Höfen zu Paris und zu London Französisch, denn er war in dem Theil der Niederlande erzogen worden, wo das Französische die Landessprache, wenigstens die Sprache des Hofes war. Auch haben wir bereits bemerkt, daß das Französische in England seit den Normännern unter den höhern Classen im Schwange ging. Philipp der IIte sprach vermuthlich Spanisch mit seiner Gemahlin Maria, die es von ihrer Mutter, einer Spanischen Prin-

cessin,

cessin, konnte gelernt haben; denn es ist nicht wahrscheinlich, daß dieser stolze Prinz sich sollte erniedriget haben, Französisch zu sprechen. — Außer dem mühsamen Weg der Biographien giebt es gewisse untrügliche Kennzeichen, woraus man schließen kann, daß eine Sprache in einem Lande, wenigstens unter gewissen Classen, geredet oder verstanden wird. Wird eine fremde Sprache von dem Fürsten geliebt, so zweifle man nicht, der Hof und die übrigen höhern Classen werden sich bald nach diesem Beyspiel richten: es müßte dann der Fürst in diesem Puncte einen so seltsamen Geschmack haben, wie Peter, der Große, der das Holländische allen übrigen Sprachen soll vorgezogen haben. Auch Schauspiele in einer fremden Sprache sind ein Zeichen, daß dieselbe von den obern und mittlern Classen wenigstens verstanden wird. Ferner häufige Uebersetzungen aus der fremden Sprache: diese setzen die Kenntniß derselben bey vielen Individuen voraus. Hernach, wenn eine Nation einmal so sehr die fremde Litteratur liebt, daß man ihr häufige Uebersetzungen von den Werken ihrer Nachbarn vorlegen muß; so werden viele nach den Originalen selbst lüstern werden, und die fremde Sprache studiren. — Endlich ist es ein Zeichen, daß ei-

ne Sprache wenigstens unter der Classe der Aesthetiker gelernt, gelesen, und auch von dem einen oder andern gesprochen wird, wenn in den geistreichen Werken einer Nation sichtbare Spuren von dem Geschmacke der fremden Nation vorkommen. — Und nun zur Anwendung. Juan Boscan, der Vater der guten Spanischen Poesie, der in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts blühte, bildete sich nach den Italiänern. Eben so Garcilaso de la Vega, sein Zeitverwandter, und andere. In eben diesem Zeitraume übersetzten die Spanier häufig aus dem Italiänischen. (S. Velasquez Gesch. d. Sp. Dichtk.) Die genaue Verbindung zwischen Spanien und Italien unter der Regierung Carlo des Vten, der damalige Flor der Italiänischen Literatur, die große Aehnlichkeit zwischen der Spanischen und Italiänischen Sprache, lassen keinen Zweifel, daß die Spanier häufig die gebildetere Sprache der Italiäner lernten. — Eben so bildeten sich in dem 16ten Jahrhundert und noch zu Anfang des 17ten die Franzosen nach den Italiänern. Man sieht in diesem Zeitraum unter ihnen eine Menge Französischer Uebersetzungen aus dem Italiänischen. Des Portes hatte die Italiäner so sehr nachgeahmt, daß man eine Satyre wider

ihn

ihn schrieb: *conformité des muses italiennes et françoises.* Marot ahmte in seinem *Roman de la Rose* dem Boccaz so gar in seinen langen Perioden nach. Alle schönen Geister in Frankreich, die das glänzende Zeitalter Ludwigs des XIVten vorbereiteten, konnten Italiänisch. Chapelain verstand es so gut, daß Marino ihm seinen Adonis vorlesen, und von ihm in seiner eigenen Sprache kritische Anmerkungen empfangen konnte. Menage, geb. 1613, machte so gute Italiänische Verse, daß er einen Platz in der Crusca erhielt. Auf dem Italiänischen Theater zu Paris wurden anfänglich bloß Italiänische Stücke aufgeführt. Achillini bekam von Ludwig, dem XIIIten, oder vielmehr von Richelieu für ein sehr mittelmäßiges Sonnet eine goldne Kette von 1000 Scudi. Man glaube nicht, daß die Ausbreitung des Italiänischen unter den Franzosen ihren Königinnen aus dem Haus Medicis müße zugeschrieben werden: denn wenn Frankreich in ununterbrochener Folge ein Dutzend Königinnen aus Pohlen gehabt hätte, so würde doch die Nation nicht Pohlnisch gelernt haben. — Auch wir Deutschen haben bey Entstehung unserer schönen Litteratur vorzüglich die Italiäner zu Mustern genommen. Die Fruchtbringende Gesellschaft,

die

die die Erhaltung und Vervollkommnung der Deutschen Sprache zum Zweck hatte, ward im Jahr 1617 nach dem Vorbild der Italiänischen Academien formirt. **Opitz**, der um diese Zeit blühte, hatte sich nicht nur nach den Alten, sondern auch nach den Italiänern gebildet. Seine **Daphne** ist aus dem Italiänischen übersetzt, und seine **Judith**, wie er selbst gesteht, größtentheils aus einem wälschen Stück entlehnt, (**Gottsched**, **Gesch. des D. Theat.** S. 193.) **Hofmannswaldau** übersetzte den **Pastor Fido**, der aber schon im Jahr 1619 übersetzt worden war: seine und **Lohensteins** Gedichte sind ganz in dem Italiänischen Geschmack, und zwar in dem verdorbenen des **Marino**, der damals in Italien herrschte. — Unter den Engländern würden wir in diesem Zeitraum ein gleiches finden, wenn wir unsere Untersuchung auf sie ausdehnen wollten. Ich bemerke nur folgendes. Schon **Chaucer**, der im 14ten Jahrhundert lebte, schöpfte seine Erzählung von **Troilus** und **Creseide** und mehrere andere seiner Stücke aus dem **Boccaz**, den er in Italien persönlich hatte kennen gelernt. **Shakespear** nahm den Stoff zu mehreren seiner Schauspiele aus Italiänischen Schriftstellern, welche daher zu seiner Zeit in England übersetzt

seyn

seyn mußten; denn Shakespear selbst konnte nicht Italiänisch. Unter den fünf bis sechs Sprachen, die Elisabeth gelernt hatte, war auch die Italiänische. Ihr Biograph meldet von ihr, daß sie den Machiavell, der damals in ganz Europa geschätzt wurde, fleißig las: aber was sie von dem Grafen v. Devonshire, als sie seinen Tod vernahm, sagte: *il Devonshire nell' amore humano haveva talenti angelici*, ist ein Beweis, daß sie in ihrer Jugend, da sie von dem Hof entfernt leben mußte, eben so fleißig den Petrarch gelesen hatte. Wer wollte zweifeln, daß Maria, die so viel Gout an Rizzo und seiner Musik fand, das Italiänische verstand? — Milton, der im Italiänischen sehr stark war, supponirt in seinem kleinen Werk von der Erziehung, daß man alle junge Leute das Italiänische lehrt. Indessen werden wir bald sehen, daß in diesem Zeitraum eine andere Sprache eben so gemein unter den Engländern seyn mußte. — Noch müßen wir bemerken, daß das Italiänische vorzüglich unter den commercirenden Classen ausgebreitet seyn mußte. Die Italiäner waren nämlich nicht nur in dem 15ten und zum Theil noch im 16ten Jahrh. fast vom ganzen Handel Meister (Deutscher Merkur, April 1783. S. 31.), sondern sie

hatten auch die Handlungs-Wissenschaft erfunden, wovon die noch in allen Sprachen übliche Handlungs-Kunstwörter ein Beweis sind. Durch den Handel der Italiäner in der Levante ist daselbst die sogenannte Fränkische Sprache entstanden, die ein mit allerley fremden Wörtern vermischter Italiänischer Jargon ist.

(19) Der Spanische Schriftsteller übertreibt hier die ehmalige Ausbreitung seiner Sprache: denn heutzutage sprechen vielleicht hundertmal mehr Personen Französisch, als ehmals Spanisch. Er mußte übrigens auf einen unrichtigen Schluß kommen, weil er die Herrschaft einer Nation als die einzige Ursache von der Ausbreitung einer Sprache ansieht. Indessen hat es seine völlige Richtigkeit, daß das Spanische damals in Deutschland, Frankreich, England und Italien ausgebreitet war. Man könnte auch hier die Untersuchung anstellen, wie bey der Französischen Sprache. Ich bemerke nur folgendes. Nachdem die Spanier sich nach den Italiänern gebildet hatten, so bildeten sich diese hinwiederum nach jenen. „Jedermann weiß, sagt Bettinelli, daß nach der Mitte des 16ten Jahrh. Italien in allem Spanisch wurde, und daß unsere Studien sich

mit

mit den fremden vermischten. Man vereinigte mit jener allgemeinen Gährung der Regierung, der Sprache, der Kleidung und des Umganges den Spanischen Geschmack, der sich mit der Macht der Spanischen Nation unserer Städte und Provinzen bemächtigte. Dann bekam Lopez de Vega den grossen Ruhm in Spanien, und wurde in Italien, einem Land, das sich immer nach der herrschenden Nation richtet, nachgeahmt.„ Tiraboschi giebt daher den Spaniern die Verderbung des guten Geschmacks in Italien gegen das Ende des 16ten Jahrh. Schuld; welches aber, wie man leicht denken kann, die Spanier nicht wollen auf sich kommen lassen (S. *hist. lit. de Espanna por los P. P. Fr. Raphaël &c.* T. VII.) — Die Französischen Schauspiele waren anfangs bloße Nachahmungen aus dem Spanischen. Corneille hat seinen Lügner und seinen Cid, und Moliere den Stoff zu einer Menge seiner Komödien aus Spanischen Schriftstellern genommen. Le Sage schöpfte aus eben dieser Quelle die Sujets zu seinen Romanen. Voiture schrieb Italiänisch und Spanisch. — An dem Kayserlichen Hofe zu Wien muß unter der Regierung Carls des Vten, und Ferdinands des Isten, der in Spanien gebohren und erzogen worden war,

die Spanische Sprache, so wie die Spanische Tracht und das Spanische Ceremoniel geherrscht haben. Auch erhellt aus den Biographien, daß das Spanische unter den Fürsten und dem Adel Deutschlands damals nichts seltenes war: z. B. Friederich der IIte, Churfürst von der Pfalz, hatte in seiner Kindheit Spanisch gelernt (*Leodius p.* 161.). Aber auch von den Deutschen Gelehrten, besonders von den damaligen Aesthetikern Deutschlands ward es gegen das Ende des 16ten und zu Anfang des 17ten Jahrh. häufig gelernt. Die Mitglieder der Fruchtbringenden Gesellschaft lernten es neben dem Italiänischen und Französischen. (S. Frauenzimmer-Gesprächspiel.) Zeiler, ein Deutscher Schriftsteller, der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte, citirt sehr oft in seinen Episteln die Spanischen Scribenten mit ihren eigenen Worten. Bey andern gleichzeitigen Schriftstellern würde man ein gleiches finden. Der berühmte Tübingische Lehrer Schickhard konnte neben dem Italiänischen und Französischen auch Spanisch. — Daß in England unter den Regierungen der Maria, der Elisabeth, und Jacobs des Isten, das Spanische unter den höhern Classen im Schwange gieng, daran wird man wegen des politischen Verhältnisses der zwey

Königs

Königreiche, und der Verbindung der zwey Königlichen Häuser nicht zweifeln. Von Elisabeth meldet ihr Biograph, daß sie sehr gut Spanisch konnte, aber es nicht reden wollte, „weil man, sagte sie, dieser ohnehin stolzen Nation keine Ursache geben müße zu denken, daß man in ihre Sprache verliebt sey.„ Shakespears Veroneser sind aus einem Spanischen Roman genommen, der schon zu seiner Zeit ins Englische übersetzt war. In seinen Schauspielen findet man deutliche Spuren von dem Spanischen Geschmack.

(20) Longueil und Bembus reden von nichts als von Göttern und Göttinnen. Maria heißt die *Dea Lauretana*. Leo der Xte ermahnte im J. 1517 die Fürsten *per Deos atque homines* zum Krieg wider die Türken. Buonamica erklärte, er wolle lieber wie Cicero sprechen, als Papst oder Kayser seyn; und Bembus versicherte, daß er die Kunst, rein Latein zu schreiben, nicht mit der Marggrafschaft Mantua vertauschen wollte. Keppler sagte etwas ähnliches; aber der große Mann hatte die Schlüssel zum Planetensystem gefunden! — Erasmus suchte, dieser fanatischen, und der Lateinischen Litteratur selbst nachtheiligen Bewunderung des

Cicero durch seinen *Ciceronianus* zu steuern, allein er gewann nichts als Schimpfwörter. Man nannte ihn einen Salmoneus, der sich thöricht wider den Cicero erhübe. Jul. Scaliger hieß ihn einen Trunkenbold, einen Henker, ein Ungeheuer, einen neuen Porphyr: er sagte, er sey der eigentliche Urheber des Lutherthums; er habe angefangen, Christum und Gott den Vater anzugreiffen, nun gehe er auf den Cicero los, um ihn seines Ansehens zu berauben, und sich an seine Stelle zu setzen. Der Streit schien so wichtig, daß Franz der Iste davon unterrichtet seyn wollte. Georg der Iste interessirte sich auch bey dem Streit zwischen Newton und Leibnitz; aber da war die Frage, wer die Gränzen der Wissenschaften erweitert hätte! — Die Secte fiel endlich von sich selbst, wie alles, was dem gesunden Menschenverstande zu sehr entgegen ist, und wie unsere orthographische, ästhetische, physiognomische und andere Secten gewiß mit der Zeit auch fallen werden, und zum Theil schon gefallen sind.

(21) Daß in dem 16ten Jahrh. das Lateinische von mehr Fürsten, und zwar besser als heutzutage, gelernt wurde, ist außer allem Zweifel. Man findet

findet häufig in der Geschichte, daß Kayser, Könige und Fürsten bey öffentlichen Gelegenheiten Lateinisch reden. Selbst die Weiber lernten es damals häufig, und verbanden oft das Griechische damit. Elisabeth verstand es gut, ob sie es wohl nur im Fall der Noth redete. Als die Französischen Gesandten ihrem Ministerio beweisen wollten, daß sie keine rechtmäßige Gewalt über Maria hätte, antwortete sie ihnen in sehr gutem Latein, worauf sie sich aber vermuthlich vorbereitet hatte. Es scheint hieraus, daß das Lateinische damals die Sprache der öffentlichen Unterhandlungen zwischen dem Englischen und Französischen Ministerio war. — In Frankreich war zwar die Landessprache im 16ten Jahrh. das Organ der Canzel, der Gerichtshöfe, der Negociationen und der Tractaten geworden; sie war die einzige, die am Hof und in der Stadt gesprochen wurde. Demohngeachtet war unter den vielen Lehrstühlen, die Franz der Iste gestiftet hatte, kein einziger für die Französische Sprache und Litteratur. Garnier wundert sich hierüber, und schreibt dieser Gleichgültigkeit gegen die Landessprache die Rusticität, die Pedanterie und den schlimmen Geschmack zu, der noch ein ganzes Jahrhundert durch, alle in der gemeinen Sprache geschriebene

 bene

bene Werke entstellte. Aber Deutschland hat noch im 18ten Jahrh. berühmte Universitäten, wo gar kein Lehrer für die Deutsche Sprache und Litteratur ist. — Eine Hauptursache, warum das Lateinische so lange bey Staats-Unterhandlungen und öffentlichen Geschäften gebraucht wurde, war wohl diese, daß von den ältesten Zeiten her, und in den christlichen Staaten lauter Geistliche die vornehmsten Staatsämter bekleideten. Sie waren es auch lange Zeit allein, die die gehörige Tüchtigkeit dazu hatten: daher Clerikus in dem mittlern Zeitalter oft bloß einen Gelehrten bedeutet. Aber so bald Aufklärung und Kenntnisse auch unter den Layen gemein wurden, und die Landessprachen sich bildeten, mußte das Lateinische von seiner Herrschaft verlieren. Erasmus glaubte, Luthern und die neue Kirche herabzusetzen, wenn er sagte: longe plures favent Luthero, qui neque græce sciunt neque latine; allein er hätte daraus schließen sollen, daß die Aufklärung und der Untersuchungsgeist anfing, sich unter allen Ständen auszubreiten.

(22) Sonderbar ist es, daß der gerichtliche Gebrauch der Lateinischen Sprache in Frankreich später als in Deutschland, nämlich erst 1539 unter Franz

dem

dem Isten; in England aber noch später, nämlich erst 1731 durch eine Parlamentsacte gänzlich abgeschafft worden ist. Alle Reichsabschiede, den öffentlichen Frieden betreffend, die vom Jahr 1235 an, so wohl vor als nach der goldnen Bulle, bekannt gemacht wurden, sind Deutsch abgefaßt. Aber schon vor dem berühmten Maynzischen Reichsabschied unter Friederich dem IIten findet man Deutsch = abgefaßte Diplome. (S. *Comment. Goetting.* 1780.) Die Verordnung Rudolfs von Habsburg, daß alle Edicte, Privilegien, Ehe = und andere Contracte u. s. w. nicht mehr Lateinisch, sondern Deutsch sollen ausgefertiget werden, ist bekannt. (*Goldast. p.* 311.) Allein aus dem, was wir eben aus den Göttingischen Commentarien angeführt haben, läßt sich schließen, daß dieser Kayser nur das, was schon vor ihm verordnet worden, und zum Theil auch schon üblich war, bestätiget, aufs neue befohlen, und weiter ausgedehnt habe. — Daß der gerichtliche Gebrauch des Lateinischen in Frankreich länger gedauert hat, als in Deutschland, ließe sich vielleicht aus der Aehnlichkeit desselben mit der Landessprache, und der leichtern Verständlichkeit der Lateinischen Urkunden erklären; so wie die Unähnlichkeit des Lateinischen und Deutschen, und die daher für Unge-

lehrte entstehende Schwierigkeit, Lateinische Urkunden zu verstehen, als ein Grund kann angesehen werden, warum die Deutschen Kayser früher auf die Abschaffung des Lateinischen und die Einführung der Landessprache drangen. †

(23) „Unter den vorhergehenden Regierungen (sagt Garnier Gesch. Fr. Th. 25. S. 511.) begnügte man sich, 6 bis 7 Bischöffe, Abbés oder obrigkeitliche Personen an die vornehmsten Europäischen Höfe als Residenten zu schicken. Unter der Regierung von Franz dem Isten, und nachdem Carl der Vte angefangen hatte, sich furchtbar zu machen, vermehrte man die Anzahl der sowohl ordentlichen als außerordentlichen Gesandten. Man schickte zum erstenmal Gesandte nach Constantinopel, nach Ungarn, nach Dänemark, nach Schweden, fast auf alle Reichstäge, ja selbst an die Höfe vom zweyten Rang, von denen man wichtige Nachrichten erhalten konnte: und ob man wohl fortfuhr, zu diesen Verrichtungen vorzüglich Geistliche und Magistrats-Personen zu wählen, so belief sich dieser Artikel gewöhnlich auf 300000 Pf. wozu noch die 130000 Pf. zu rechnen sind, die man unter die geheimen Pensionnärs in Italien, Deutschland, Spanien und

Eng-

England vertheilte, die mit den Gesandten zu correspondiren hatten. Man besoldete auch in der Schweitz Personen, die bey ihrer Nation oder bey ihren Bundesgenossen im Credit standen„.

(24) Es zeigte sich zu Nimwegen, (sagt St. Didier, der den Grafen d'Avaux zu dem Nimweger Friedensschluß begleitet hatte,) wie sehr die Französische Sprache in den fremden Ländern ausgebreitet war; denn es gab kein Haus von irgend einem Gesandten, wo sie nicht fast eben so gemein war als die Muttersprache. Noch mehr; sie war so unentbehrlich, daß die Englischen, Deutschen und andere Gesandten ihre Unterredungen Französisch hielten. Die zwey Dänische Gesandten kamen so gar mit einander überein, ihre gemeinschaftliche Depechen in dieser Sprache zu machen, weil der Graf v. Oldenburg, der eine dieser Gesandten, das Dänische nicht verstand, wie sein College, der vermuthlich ein Däne war. Fast während des ganzen Laufes der Unterhandlungen erschienen keine andere als Französisch-abgefaßte Schriften, weil die Fremden sich lieber in der Französischen, als in einer andern Sprache, deren Gebrauch nicht so allgemein war, ausdrücken wollten„. Bey eben dieser Gelegenheit

heit bemerkte man als etwas außerordentliches, daß der vornehmste Spanische Gesandte, Marquis de los Balbases, dem Französischen Gesandten, der ihn complimentirt hatte, Französisch antwortete. Die Gemahlin dieses Gesandten war unter allen Damen ihres Standes, die zu Nimwegen zugegen waren, die einzige, die nicht Französisch sprach; doch verstand sie es ein wenig. Ob also gleich bey den öffentlichen Unterhandlungen die Lateinische Sprache noch nicht ganz abgeschafft war, (wie dann der Bischoff von Gurk sie wider die Französischen Gesandten, Destrades und Colbert, in Schutz nahm;) so war doch das Französische schon überall die Gesellschaftssprache der höhern Classen; und man konnte wohl voraussehen, daß sie bald auch bey den Unterhandlungen und den Friedens-Instrumenten selbst würde gebraucht werden. — Auch andere historische Nachrichten stimmen damit überein, daß das Ende des 17ten Jahrh. die eigentliche Epoche von der großen Ausbreitung der Französischen Sprache ist. Ein Pohlnischer Gesandter, der im J. 1679 am Dänischen Hofe war, redete in einer Audienz den König Lateinisch an; dieser aber antwortete ihm Französisch. Im Jahr 1680 hielt der außerordentliche Gesandte, Don Balthasar de Fuen-Major,

vor

vor den Generalstaaten seine Rede Französisch, und Odik, der Präsident, antwortete ihm in eben derselben Sprache. Der Bischoff von Beauvais, der ohngefehr im J. 1673 Französischer Gesandter in Pohlen gewesen war, versichert in einem Schreiben an Charpentier, daß alle auswärtige Minister dem König ihre Glückwünsche in Französischer Sprache abstatteten, und daß der Päpstliche Nuntius, der Kayserliche, Brandenburgische, Dänische, Bayrische, Neuburgische und Englische Gesandte bey den öffentlichen Audienzen sich keiner andern Sprache bedienten (*Charpent. de l'excell. de la lang. fr.* T. I. ch. 13.) Im J. 1698 redete der Graf von Portland, Gesandter Wilhelms des IIIten, Ludwig den XIVten Englisch an; allein die übrige Unterredung war ganz Französisch.

Was bey dem Westphälischen Frieden, der in die Mitte der Communicationsperiode fällt, vorging, bestätiget wiederum meine Grundsätze. Diesen zu Folge mußte die Französische Sprache schon damals das Haupt emporheben, doch mit der Italiänischen und Spanischen, insonderheit aber mit der Lateinischen immer noch in Collision kommen. So ging es wirklich. Bey dem Besuche, der dem

neu-

neu-angekommenen Spanischen Gesandten gemacht wurde, redete der Graf v. Nassau Französisch, Vollmar Italiänisch, und Savedra Spanisch, so lange die Complimente währten; hernach ging die Unterredung Französisch durch einander. Graf d'Avaux war von dem Kayserlichen Lateinisch angeredet worden, er antwortete aber Französisch. Der Herzog von *Longueville* verstand zwar das Lateinische, aber redete es nicht; der Chursächsische Gesandte verstand das Französische, aber redete es nicht. Der Brandenburgische verstand und redete Französisch; er hätte also das Wort führen können. Allein der Chursächsische, welcher Brandenburg diesen Vorzug nicht gern einräumte, behauptete, es sey der Auctorität des Reiches zuwider, im Vortrage sich der Französischen Sprache zu bedienen: er trug daher dem Herzog von *Longueville* seine Sache Lateinisch vor. Dieser aber antwortete wieder Französisch, auch replicirte D. Fromhold, der Churbrandenburgische Gesandte, dem Herzog Französisch. — Die Gesandten der Republik Venedig, die bekanntermaßen die Mediation übernommen hatten, redeten Italiänisch, und die Kayserlichen gebrauchten gleichfalls diese Sprache in ihren Unterredungen mit ihnen. Eben diese Mediateurs wollten,

wollten, daß die Vollmachten in Lateinischer Sprache abgefaßt würden: allein die Franzosen und Spanier wollten von ihren Sprachen nicht abgehen. Auch wollten die erstern ihre Erklärungen nicht anders als Französisch geben. Die Kayserlichen verlangten sie Deutsch, und eröfneten ihre Forderung den Mediateurs: allein alles, was diese versprachen, war, daß sie die Franzosen bewegen wollten, neben das Französische eine von ihnen selbst verfertigte Lateinische Uebersetzung beyzufügen. — Als es zur Ausfertigung des Friedens = Instruments kam, schlugen die Cronen das Lateinische vor, weil sie den Gebrauch des Deutschen pro specie submissionis hielten. (S. Meiers *acta Pacis Westph.*)

(25) Unter den Italiänischen Schriftstellern haben insonderheit die ältern eine besondere Zierlichkeit in der von der natürlichen Ordnung abweichenden Wortfügung gesucht, und Dante hat dieser Materie in seinem Buch *de Vulgari Eloquio* ein besonderes Capitel gewidmet. „Sunt, sagt er, gradus constructionum quamplures; videlicet insipidus, qui est rudium, ut, *Petrus amat multum dominam Bertham* u. s. w. So wäre der Französischen Construction das Urtheil der Abgeschmackt-

heit

heit bald gesprochen; denn da kann man nicht anders sagen, als: *Pierre aime beaucoup Madame Berthe*, es sey dann, daß man sich einer ganz andern Wendung bediene. Allein ein Franzose würde antworten, entweder, die Wortfügung sey nicht abgeschmackt, oder das Abgeschmackte liege in den Ausdrücken. Mir ist es zu meinem Zwecke genug, daß die Construction, *Petrus amat &c.* die natürlichste und leichteste ist. — Die Italiäner selbst werfen dem Boccaz, so sehr sie auch seine Prose bewundern, die harten und ermüdenden Constructionen und die beschwehrlichen Versetzungen vor. Aber bey ihren Dichtern ist die Inversions-Freyheit noch weit größer, und gränzet oft an die Licenz der Lateinischen Sprache. Sie hat von dem Dante an, bis auf den übrigens leichten und zierlichen Metastasio fortgedauert, und wird vermuthlich noch lange dauern, weil sie ihren Grund in dem stolzen musikalischen Ohre der Italiäner hat. Die Franzosen hingegen haben keine sonderliche Versetzung in ihrer Poesie, als etwa diese, daß sie den Genitiv von dem regierenden Worte trennen dürfen; die meisten andern erlauben sie sich auch in der Prose. Sonderbar ist es, daß sie den Genitiv in einer gewissen Entfernung von dem re-

gierenden Wort, und zwar immer vorher, setzen müßen. Er ist schon etwas zu nahe in dem Voltairischen, *qui de l'homme est le maître*: Racine sagt besser, *fait aussi des méchants arrêter les complots*. Aber ganz bizarr ist es, daß man sagen kann, *du Créateur la sagesse profonde*, und nicht, *du Créateur la sagesse*. Doch findet man in Voltairs *Loi naturelle*: *Julien, scandale de l'Eglise, et des rois le modèle*: welches aber äußerst selten ist. — Sonst zeigt sich bey den Französischen Schriftstellern das Bestreben, klar zu seyn, bis in den kleinsten Inversionen. So oft sie den Accusativ um der Beziehung willen vor dem Verbo setzen, (eine Freyheit, die sie sich nicht oft nehmen,) so weisen sie den Leser durch das Pronomen darauf zurück, um ihm alle Mühe zu ersparen: z. B. *ce qui compose l'homme, l'homme peut-il le détruire?* Pope sagt: *what compose man, can man destroy?* Ueberhaupt scheint der Engländer seine Wörter zu ordnen, als wenn es ihm nicht an casibus fehlte. Häufig kommen in den Englischen Dichtern Constructionen vor, wie diese aus dem Milton:

That glory never shall his wrath or might
Extort from me;

und diese aus Pope's Versuch:

Attention, habit and experience gains;
Each ſtrengthens raiſon and ſelf-love reſtrains.

Der Zuſammenhang ſagt zwar dem denkenden Leſer gleich, was die Beziehung bey *that glory* und *ſelf-love* iſt; allein die Franzöſiſche Conſtruction erſpart ihm die Mühe, dieſelbe zu ſuchen, und kommt ſeiner Bequemlichkeit zu ſtatten. Inzwiſchen hat die Inverſions-Freyheit bey den Engliſchen Dichtern nach und nach etwas abgenommen. **Dryden** bedient ſich ihrer weniger als **Shakespear** und **Milton**, und **Pope** weniger als **Dryden**. Wenn **Pope** in ſeinem Eſſay of man ſagt:

— the headlongs lioneſs *between*
And hound ſagacions on the tainted green,

ſo hat er gewiß die gewaltſam-ſcheinende Verſetzung der Präpoſition nicht um des Reims willen, ſondern abſichtlich gewählt. Sie muß im Engliſchen nicht ſo hart ſeyn, wie ſie im Deutſchen ſeyn würde, wenn man z. B. ſagte:

Und es entſtand ein Streit Adramelech zwiſchen und Satan.

Auch die Spaniſchen Dichter haben kühne Verſetzungen. Ein Beyſpiel hievon iſt gleich der Anfang der erſten Idylle von **Garcilaſo de la Vega**: „El dulce lamentar de dos Paſtores, Salicio juntamente

mente y Nemoroso, he de cantar, sus quexas imitando; *cuyas ovejas al cantar sabroso estaban muy atentas, los amores, de pacer olvidadas, escuchando*„. Die letztern Worte sind nach Lateinischer Manier versetzt. Aber auch die Prose der Spanier hat ihre sogenannte construccion figurada, ihr Hyperbaton, und ihre Ellipsen, die die Französische Sprache viel zu schüchtern wäre nachzuahmen. (S. Gramm. Cast. P. II. c. 3.)

(26) Es ist bekannt, daß die Italiänischen Dichter nicht nur eine Menge Wörter haben, welche in den gewöhnlichen Unterredungen nicht vorkommen, sondern sich auch die Freyheit nehmen, ihre Wörter durch Wegwerfung der Buchstaben zu verstümmeln, und ihnen oft eine ganz andere Gestalt zu geben, um sie metrischer zu machen. Dadurch vermehren sie zwar den Wohlklang ihrer Verse, und unterscheiden die Poesie von der Prose: allein einem Fremden, der das Italiänische Ohr nicht hat, wird dadurch die Mühe, die er sich um die Erlernung einer solchen Sprache geben muß, nicht vergütet. Auch hat Addison schon bemerkt, daß viele Italiänische Dichter das Alltägliche ihrer Gedanken durch einen solchen Wohlklang zu ver-

 bergen

bergen suchen. (S. Addis. Anmerk. über Ital. S. 83.) Die alten Französischen Dichter nahmen sich auch dergleichen Freyheiten; sie sagten *orine* statt *origine*, *il parole* statt *il parle*, um mit *école* zu reimen; *main* statt *matin*, *forment* statt *fortement* &c. Allein die Franzosen haben nach meinem Urtheil sehr weislich auf alle diese Freyheiten Verzicht gethan. Mir kam es sehr sonderbar vor, daß ich sogar in Bettinellis prosaischen Schriften solche Wortverstümmelungen fand.

(27) Der Verfasser ist aus Gründen überzeugt, daß die Anlagen des menschlichen Geistes in der gegenwärtigen Periode seines Daseyns sich nur bis auf einen gewissen Grad entwickeln lassen; daß es daher bey der Cultur der Nationen, wenigstens was die Menge ihrer Begriffe anbelangt, ein Maximum giebt, über das sie nicht hinausstreben können, ohne sich zu verschlimmern und zu verwirren. Hieraus folgt, daß auch die Vollkommenheit einer Sprache ihr Maximum hat, das man ohne Gefahr, sie zu verderben, nicht überschreiten kann; daß also die Sprache, wenn sie einmal diesen Grad erreicht hat, durch eine Art von (freylich nicht politischer) Auctorität fixirt werden soll. Ich erinnere mich,

mich, in einem Privatschreiben des sel. H. von Haller an den H. Präsid. v. G * * * die Versicherung gelesen zu haben, daß er die Lavaterische Sprache in den Physiognomischen Fragmenten an vielen Orten gar nicht verstehe. Der gelehrte Mann, der eine so außerordentliche Stärke in mehr als Einer Sprache besaß, und dem die Deutsche so viel von ihrer Bildung zu danken hat. — Der große Physiolog und Dichter hätte sich also in seinem Alter entschließen müßen, Deutsch zu lernen, um die Physiognomischen Fragmente zu verstehen.

(28) Einige Franzosen gehen noch viel weiter, und behaupten, ihre Sprache sey immer die beliebteste und ausgebreitetste in Europa gewesen. Sie führen zu diesem Ende das Zeugniß des Brunetto Latini, eines Italiänischen Schriftstellers aus dem 13ten Jahrhundert an, der seinen Thesaurus Französisch schrieb, und folgende Beweggründe von seiner Wahl angiebt: „Et s'aucuns demande pourquoi chis livres est escris en Romans, selon le Patois de France, puisque nous sommes Italiens, je diroé que c'est pour deux raisons, l'une est por ce que nous somes en France, l'autre si est, par ce que François est plus delitaubles langa-

ges et plus communs que moult d'autres„, (einige lesen que tous autres). Tiraboschi scheint nicht viel aus diesem Zeugniß zu machen; er sagt: „ non est maraviglia ch'egli scrivessi cosi, *perciocche egli scrivea in Francia*„. Allein Brunetto gesteht diesen Beweggrund; es scheint also, er verdiene auch, was den andern Beweggrund anbelangt, Glauben. Daß im zehnten Jahrhundert das Französische hie und da von den Deutschen gesprochen wurde, erhellt aus eines Stelle des *Chronicum Abbatis Urspergensis*, (Argent. 1609 p. 156.) Die Rede ist von einem Treffen, das Otto der Iste wider seinen Bruder Heinrich, der von dem Herzog von Lothringen unterstützt wurde, im J. 939 gewann. „ Ex nostris etiam fuere (heißt es) qui *gallica lingua* loqui sciebant, qui clamore in altum gallice levato, exhortati sunt adversarios ad fugam. Illi socios (die Lothringer) hujusmodi clamantes arbitrati, fugam, ut clamatum est, inierunt„. Hier ist noch ein Zeugniß aus einem gleichfalls sehr frühen Zeitalter, das mir von dem Königlich-Dänischen Etats-Rath, H. Reverdil, meinem sehr werthgeschätzten Freunde, mit folgenden Worten mitgetheilt worden ist: „En 1768 on publia à Soroë en Danemark un manu-

manuſcript fameux dans le Nord, et compoſé vers le milieu du XII ſiècle. Il eſt en langue Islandoiſe, ou plutôt dans la langue générale du Nord pendant ce ſiècle, laquelle s'eſt conſervée en Islande; et ſe nomme *Kongs-ſkug-ſio*, qu'on traduit par *ſpeculnm regale*. L'ouvrage eſt dans le genre de tant d'autres *ſpecula*, compoſés dans le XII, XIII et XIV ſiècles; (ou en compte 70.) C'eſt une déſcription des mœurs du temps, telles qu'elles étoient, et telles qu'elles devoient être.

La forme de celui-ci eſt un dialogue, dans lequel un miniſtre d'Etat, retiré du monde, eſt queſtionné par ſon fils ſur les règles de conduite à ſuivre dans les diverſes profeſſions, Marchand, courtiſan, homme d'Egliſe, laboureur. Les deux dernières parties ſont perdues.

L'exminiſtre conſeille à ſon fils de s'adonner au commerce avant de s'introduire à la cour, de s'inſtruire particulièrement de la jurisprudence, d'apprendre toutes les langues, ſurtout le *latin* et le *françois*, comme d'un uſage plus étendu. Du moins c'eſt ainſi qu'on croit devoir entendre ce paſſage: *ok ef thu villt vullkom-*

 min

min vera i frödleik, tha nem thu allar tungur, en allrahelz latinu ok Voelsko, thiat thær tungur gánga vidaz, en tín thó eigi at helldr thinni tungo. (Das th wird hier wie im Englischen ausgesprochen, hat aber im Isländischen ein besonderes Schriftzeichen.)

Une traduction Danoise et une allemande accompagnent cet ouvrage: le Danois traduit *Voelsko* par *Vælske;* et voici le passage de la traduction latine: *tu vero si velis in scientiis ad maturitatem quandam pervenire, omnes linguas, inprimis latinam et* Vallandicam, *utpote latissime florentes calleas, vernaculæ tamen tuæ neutiquam oblitus.* On croit que cette langue *Voelko*, *Vælske* ou *vallandica* est le Gaulois ou François ou *Vallon*.„

Ob Voelsko gerade die Französische Sprache sey, daran möchte man freylich noch zweifeln. Urtheilt man bloß nach den Verbindungen der Isländer und Dänen mit den Fremden im 11, 12, und 13ten Jahrhundert, so ist man unschlüssig, ob man durch Voelsko gerade das Französische, und nicht etwa das Italiänische, oder das Provenzalische, oder gar das Flammändische verstehen soll. Die Isländer thaten damals häufige Wallfahrten nach

Rom durch Frankreich, Helvetien und Piemont. (Schlözers Nord. Gesch. C. 7. §. 28.) In dem Südlichen Frankreich lernten sie die Provenzal-Poesie kennen, und bildeten darnach die ihrige. (C. 1. §. 7.) Mit den Niederländern müßen sie auch wegen des Handels Verkehr gehabt haben. — Indessen giebt es doch weit stärkere Gründe zu vermuthen, daß das Voelsko die Sprache oder vielmehr die Mundart war, die sich nachher zur heutigen Französischen Sprache ausgebildet hat. Mit den Nördlichen Provinzen Frankreichs hatten die Isländer vermuthlich noch weit mehr Verkehr, als mit den Südlichen. Ihr Weg nach Italien ging durch das Nördliche Frankreich; und in der Normandie, (die die Angelsachsen das Walland nannten, *Chronic. Sax.* p. 156.) trafen sie einigermaßen ihre Landsleute an. Ihr Handel ging unter andern auch nach England (Schlözer C. 7. §. 21.), und da war im 12ten Jahrh. das Französische die herrschende Sprache, wenigstens mußte diese Mundart nicht viel von der Französischen abweichen. Aber eine hier beynahe entscheidende Stelle findet sich in Arnolds, Abbts von Lübeck (eines Schriftstellers aus dem 13ten Jahrhundert,) *Chronica Slavorum*, L. III. c. 5. „Scientia quoque libe-

liberali non parum profecerunt (Dani); quia Nobiliores terræ filios suos non solum ad clerum promovendum, verum etiam secularibus rebus instituendos *Parisios* mittunt, ubi litteratura simul et *idiomate linguæ terræ illius* imbuti non solum in artibus, sed etiam in theologia multum invaluerunt. Si quidem propter *naturalem linguæ celeritatem* (wie treffend!) non solum in argumentis dialecticis subtiles inveniuntur, sed etiam in negotiis ecclesiasticis tractandis boni decretistæ sive legistæ comprobantur„. (Leibnit. Scr. Brunsw. T. II. p. 657.) In der That war Paris schon im 12ten Jahrh. eine besonders durch den Flor der Wissenschaften ungemein berühmte Stadt. Es gab daselbst ein Collegium für die Engländer, und eines für die Dänen, les *Daces* (Hist. litt. de la Fr. T. IX. p. 79.) Die Französische Nation wurde schon damals als die polirteste angesehen. (Thom. Becket Epist. L. 2. p. 48.) Auch gab es schon im 12ten Jahrh. Französische Poeten, so wie es Provenzal-Dichter gab, und die eigentlich-sogenannte Französische Sprache fing an, sich zu mildern. Wenn Friederich Rothbart in der Provenzalsprache Verse machte, so war Bruno, Erzbischoff von Trier, *gallico cothurno exercitatus.* (Ebend.)

Auch

Auch konnte es nicht fehlen, daß die Mundart der höhern Classen zu Paris, wo der Hof, und so viele vornehme und gelehrte Personen waren, sich frühzeitig ausbildete, und den übrigen Provinzen zum Muster diente. Zwar gab es damals einen Parisischen, einen Normandischen, einen Burgundischen, einen Flammändischen, und ohne Zweifel noch mehr Dialekte; allein es war doch natürlich, daß alle Provinzen sich allmählig nach der Mundart richteten, die an dem Hofe des Königes, wovon ihre Fürsten Vasallen waren, im Schwange ging, und die ohne Zweifel schneller zu ihrer Cultur eilte, als die ihrigen.

Wenn man alle diese Gründe zusammennimmt, so ist es wahrscheinlich, daß die Stelle aus dem Isländischen Königsspiegel auf das Französische geht, so wie es damals im Nördlichen Frankreich in Schriften und unter den höhern Classen herrschte. Indessen ist es doch möglich, daß, da die aus der Römischen Volkssprache entstandenen Mundarten damals noch nicht so verschieden waren, wie sie es in der Folge durch ihre weitere Ausbildung wurden, durch Voelsko überhaupt irgend eine vorzügliche und ausgebreitete Mundart von der

Romana-rustica verstanden werde. Wie verwandt diese Mundarten damals noch seyn mußten, beweiset eine Stelle in Leibnitzens *Introd. in Tom. II. Scr. Brunsw.* wo es von Otto dem IVten, der sich zu Rom krönen ließ, heißt: „apparet Ottonem Augustum *Gallico* sermone usum, et *ab Italis fuisse intellectum*„. So kann ein Deutscher noch itzo zur Noth einen Holländer verstehen. — Sollte es übrigens zur Gewißheit gebracht werden können, daß die in dem Nördlichen Frankreich, besonders zu Paris unter den höhern Classen formirte Mundart, die die Mutter der heutigen Französischen Sprache ist, in dem mittlern Zeitalter die ausgebreitetste in Europa war; so werden meine Grundsätze dadurch bestätiget. Denn da die Provenzal-Sprache an Bildung der Französischen nicht viel überlegen war, auch der Grad der Cultur in dem Mittäglichen Frankreich wohl nicht viel größer seyn konnte, als unter den höhern Classen zu Paris; so mußte das Principium der Herrschaft für die Französische Sprache entscheiden; und diese Ursache mußte immer stärker wirken, je mehr von den Mittäglichen Provinzen mit der Crone vereiniget wurden. Bekanntlich geschah dieß schon im 13ten und 14ten Jahrhundert mit Navarra, dem Dauphiné, dem Rous-

Roussillon, der Grafschaft Toulouse u. s. w. so wie schon früher mehrere Nördliche Provinzen der Crone heimgefallen waren. Alle diese Veränderungen mußten einen sehr günstigen Einfluß auf die Französische Sprache haben: in ihnen muß meines Erachtens der Hauptgrund von dem Verfall der Provenzal-Sprache und der Provenzal-Poesie gesucht werden.

Auf diese Art kann allerdings das Französische in dem mittlern Zeitalter die ausgebreitetste Sprache in Europa, so weit es bey dem damaligen Grad der Communication seyn konnte, gewesen seyn. Daraus folgt nun freylich nicht, daß sie es immer und noch im 15ten und 16ten Jahrh. war, wo neue mächtige Ursachen die Herrschaft der Italiänischen und Spanischen Sprachen entschieden: allein man sieht schon hieraus, warum das Französische zu allen Zeiten eine sehr ausgebreitete Sprache seyn mußte. —

(29) Es ist so viel als bewiesen, und die Italiäner gestehen es zum Theile selbst, daß das Italiänische seinen Ursprung der Provenzalsprache zu danken hat, die von den Troubadours, den ersten Dichtern in der gemeinen Sprache, in dem 11ten

und

und 12ten Jahrh. vorzügliche Reitze erhielt. Dante und Petrarch benutzten diese und die Französischen Dichter; und der erstere redet von Thibaut, Könige von Navarra, als von einem vortrefflichen Poeten. — Auch in den Künsten des Luxus scheinen die Provenzalen den Italiänern zuvorgekommen zu seyn. Als Carl von Anjou seinen Einzug in Neapel hielt, bewunderten die dortigen Einwohner den kostbaren Wagen der Königin Beatrix, und den Putz des Frauenzimmers, das sie bey sich hatte, als etwas, dergleichen sie noch nichts gesehen hatten. (Muratori Gesch. von Ital. Th. 8.)

(30) Hieronymus sagt Ep. 95. p. 771. daß die Gallier nach Rom reiseten, *ut ubertatem gallici nitoremque sermonis gravitas Romana condiret.* Wie beständig und einförmig muß nicht die Wirkung des Klima auf die Sprachen seyn, da noch heutzutage, nachdem Italien und Frankreich mit Nördlichen, an Charakter so ziemlich ähnlichen Nationen bevölkert worden sind, in der Italiänischen Sprache die *gravitas romana*, in der Französischen die *ubertas* und der *nitor gallicus* kennbar sind?

(31) Man wird im Französischen eine Menge solcher Wörter und Redensarten finden, die schwehrlich

lich aus der *Romana-rustica*, sondern aus der Lateinischen Schriftsprache, und zwar vermuthlich erst in neuern Zeiten, in die Französische aufgenommen worden sind, (von den Kunstwörtern nicht zu reden.) z. B. *éluder*, *danger imminent*, *tergiverser*, *contention d'esprit*, *donner trop à l'amitié &c.* Es würde nicht unangenehm seyn, bey Lesung der alten Französischen Schriftsteller, die in der gemeinen Sprache zu schreiben anfingen, zu bemerken, wie sie, um ihre Sprache zu bereichern, aus der alten Quelle schöpften.

(32) Man wird mir hier die *Lettres de Cachet* und die *Bastille* entgegen halten: allein solche Schlupfwinkel des Despotismus giebt es in allen Ländern, die Republiken selbst nicht ausgenommen. Es kommt hiebey hauptsächlich auf den Geist der Nation an. Ist dieser nicht sklavisch, muß der Regent befürchten, wenn er das Eigenthum, die Sicherheit, das Leben, oder die Ehre, (die ich hätte zuerst setzen sollen,) von einem Bürger antastet, den Haß und die Verabscheuung eines ganzen aufgeklärten Volkes auf sich zu laden, und nicht nur durch die ernste Stimme der Philosophie beschämt, sondern sogar durch die Geissel der Satyre

gezüch-

gezüchtiget zu werden; so wird er sich gewiß niemals zu einem planmäßigen Despotismus verleiten lassen. Die Sitten und die Aufklärung der Französischen Nation, das kitzlichte Point d'honneur, woran den Königen von Frankreich so viel gelegen ist, werden ihnen niemals erlauben, Despoten zu werden. Man spottet über die Protestationen und Vorstellungen der Französischen Parlamenter, weil sie sich jedesmal mit dem Einregistriren endigen. Allein rechnet man das für nichts, daß ein ganzes ansehnliches Corpus einem Könige sagen darf: Sire, Sie handeln nicht recht, Sie richten Ihr Land und Ihre Unterthanen zu Grund! u. s. w. Nur ein Ungeheuer kann sich um solche Vorstellungen nicht bekümmern, und ein solches kann es unter einer polirten und aufgeklärten Nation nicht geben: denn man merke es wohl, nicht die Natur, sondern die verdorbenen Römer haben die Nerone und die Caligula gebildet. Es ist gewiß eine sehr richtige Bemerkung von D. Moores, wenn er in seinen Reisen von Frankreich sagt: „Hier ists nicht der König, der das Volk verfeinert, sondern das Volk ists, das die Sitten des Königs polirt, sein Herz menschlich macht, und seinen Verstand aufklärt, falls derselbe anderst nicht

ganz

ganz und gar dunkel ist." Es giebt Länder, deren Verfassung mit der Englischen einige Aehnlichkeit hat, wo man aber dennoch sagen könnte: siehe, hier ist mehr dann Bastille! Was hilft die beste Constitution, wenn das Volk einen sklavischen Geist hat, und wenn die kleine Anzahl von herzhaften Männern, die ihre Rechte kennen, nicht unterstützet, oder wohl gar der willkührlichen Gewalt Preis gegeben werden? — Die Bastille ist, ich gestehe es, ein Schandflecken in der Französischen Regierung: Aber nicht die Dicke der Mauern, nicht die Festigkeit der eisernen Gitter, nicht die wenige Freyheit, die man den Gefangenen gestattet, machen das Abscheuliche davon aus. Die genaue Beschreibung dieser Dinge hätte uns H. Linguet in seinen *Mém. sur la Bastille*, ersparen können. Wer verdient, in das Gefängniß geworfen zu werden, der verdient nicht, in Lust-Hainen zu wandeln, und auf Rosen zu liegen. Aber wahr ists, daß solches vorher bewiesen werden muß. So ungerecht es übrigens ist, jemanden ohne Verhör und ohne gerichtliche Formen ins Gefängniß zu werfen, so traurig ist es für die Menschheit, daß Tiberius an einem Schriftsteller des 18ten Jahrh. einen Vertheidiger, ja beynahe einen Panegyristen

negyristen gefunden hat: und sonderbar ist es, daß dieser Schriftsteller sich so sehr über die Bastille beschwehrt. — Man wirft Ludwig dem XIVten nicht ohne Grund *hauteur* und eine despotische Art zu verfahren vor. Allein wie wenig Fürsten würden in unserm Jahrhundert dasjenige gelassen anhören, was eines Tags der Herzog von Grammont diesem König über einen zweifelhaften Zug im Triktrac sagte, als er von ihm darüber befragt wurde: „Sire, (sagte er, ehe er die Sache untersucht hatte,) Sie haben Unrecht„. — Eh! sagte der König, warum geben Sie mir Unrecht, ehe Sie wissen, worauf es ankommt?„ — „Sehen Ewer Majestät nicht, antwortete Grammont, daß, wenn die Sache nur im mindesten zweifelhaft wäre, alle diese Herren, (er wies auf die umstehenden Höflinge,) Ihnen längstens würden Recht gegeben haben?„ — Dem Tiberius hätte bey einer solchen Gelegenheit, wenn er es verlangt hätte, der ganze Römische Senat Recht gegeben: aber vor Ludwig dem XIVten schwiegen die Höflinge, und ein freymüthiger Hofmann sagte ihm die Wahrheit trocken und nicht mit einem Achselzücken hin.

(33) Ein neuerer Engländer, der über die Fehler der Französischen Nation mit vieler Freymüthigkeit urtheilt, und dessen Zeugniß daher nicht als partheyisch kann angesehen werden, drückt sich über ihren Charakter folgendermaßen aus: „Die Französische Nation hat mir außerordentlich brav, wesentlich-gut, und ohne Ausnahme die liebenswürdigste Nation von Europa geschienen. In der That die Liebenswürdigkeit bestimmt den Charakter der Franzosen. Der Soldatenstand, die Gelehrten, der geistliche Stand, jede Classe von Menschen hier, hat ein so sanftes und einnehmendes Betragen an sich, das man unter Menschen von dem nämlichen Range, in allen andern Ländern, wo ich gewesen bin, gar nicht kennt. Dieses Vorrecht scheint mir in keiner Classe, nach aller Geständnisse, hervorstechender zu seyn, als unter den Großen. Die Großen in Frankreich haben Fehler, die, wenn ich mich so ausdrücken darf, ihrem Stand eigen sind: diese Fehler aber werden durch eine Artigkeit und Höflichkeit gemildert, von der man beynahe unter allen Großen in den übrigen Ländern nichts weiß. (S. neue Br. eines Engl. auf s. Reise nach Ital. Genf, u. s. w.) — Diesem Zeugniß füge ich das von dem berühmten Hume bey: „Je mehr ich,

sagt er, ihren (der Franzosen) übertriebenen Höflichkeiten auswich, desto mehr wurde ich damit überhäuft. — Es ist bey alle dem ein wahrhaftes Vergnügen, in Paris zu leben, wegen des häufigen Umgangs mit vernünftigen, gelehrten und feinen Leuten, worin diese Stadt den Vorzug vor allen Orten auf dem Erdboden behauptet. Ich war einmal Willens, mich hier niederzulassen „. (S. *The life of David Hume*, von ihm selbst.)

(34) Dergleichen Ausschweifungen sind Dichtern einer Nation ganz natürlich, deren Cultur noch nicht so weit fortgerückt ist, daß der Verstand über die Imagination herrscht. Sie finden sich auch bey den etwas ältern Französischen Poeten. Hier ist eine Probe davon von Malherbe über Petri Buße:

C'est alors que ses cris en tonnerres éclatent,
Ses soupirs se font vents qui les chênes combattent;
Et ses pleurs, qui tantôt descendoient mollement,
Ressemblent au torrent, qui des hautes montagnes
Ravageant et noyant les voisines campagnes,
Veut que tout l'Univers ne soit qu'on èlement.

Man

Man sieht, der Dichter war nicht mehr Meister über seine Imagination, die sich ganz in die Beschreibung des Regenbachs verlohr. Doch der Hauptfehler dieser Stelle ist die ungeheure Hyperbel: Malherbe glaubte, stark und erhaben zu seyn, aber er war bloß schwülstig und lächerlich. Man findet unter den guten Dichtern des folgenden Jahrhunderts kein einziges Beyspiel von einer solchen Geschmacklosigkeit.

(35) Der Grund, warum ich dieses Ramlerische Product so sehr bewundere, ist eigentlich der Geistes-Umfang des Dichters, der daraus hervorleuchtet, und die Kunst, womit er die Menge so mannichfaltiger Ideen, die seiner Einbildungskraft sich darboten, zusammenzudrängen, und in ein vollkommenes Ganzes zu vereinigen gewußt hat. Genaue Bekanntschaft mit den Kriegsbegebenheiten; richtige Schilderung der Nationen, Fürsten und Helden, die Rollen dabey spielten; Kenntniß der alten, mittlern und neuern Geschichte und Erdbeschreibung; Mythologie und Naturlehre u. s. w. alles findet sich darin, und ist mit einem ungemein scharfsinnigen Witze, in einer simpeln und präcisen Sprache, durch die vortreflichste

Versification, zu einem schönen und harmonischen Ganzen geordnet. Nur Eine Probe. Wie gut ist der damalige Erbprinz, itziger Herzog von Braunschweig in folgenden Zeilen geschildert!

Dem Sohn der Thetis gleich,

Nicht wundenfrey, doch unverkürzt an Jahren.

Welch ein Contrast, und welch ein Lob in dem letzten Verse! — Aber wahr ists, der Leser muß mit einem Reichthum von Ideen versehen seyn, denn nicht alles ist Zunder für den Funken. Ramler könnte denen, die ihn der Dunkelheit beschuldigen, antworten: lernet Geschichte, lernet die alte und mittlere Geographie, und die Fabellehre; lernet die Uebereinstimmung meiner Bilder und Symbole mit den Dingen und Personen, die ich schildere, einsehen; lernet — doch nein, um eines Ramlers Verdienst recht zu schätzen, ist es mit dem Lernen nicht ausgerichtet: man muß bey der Geburt ein Lächeln von dem Gotte des Geschmacks und der Harmonie erhalten haben!

(36) „An dem Hofe zu Meiland (sagt Addison in seinen Anmerkungen über Italien) wie auch an andern Höfen Italiens, giebt es verschiedene Personen, welche in ihrem Aufzug und in ihrer

Lebens=

Lebensart etwas von den Franzosen an sich haben. Demohngeachtet findet man an den Italiänern eine gewiße Ungeschicklichkeit, welche gar leichtlich zu erkennen giebt, daß das Wesen, das sie äußerlich annehmen, ihnen nicht natürlich ist. Es ist in der That etwas sonderbares, daß man eine so große Verschiedenheit der Sitten antreffen muß, wo doch in der Luft und in der Landesart nur ein kleiner Unterschied ist. Die Franzosen sind allemal offenherzig, ungezwungen und gesprächig; die Italiäner hingegen sind eigensinnig, den Ceremonien ergeben, und halten sehr an sich. In Frankreich bemüht man sich durchgehends um eine gewisse Munterkeit und Lebhaftigkeit in dem Betragen, und hält es für eine Vollkommenheit, wenn man frey und lebhaft ist: die Italiäner hingegen bemühen sich, wider das natürliche Feuer ihres Temperamentes allemal ein gesetztes und ernsthaftes Wesen anzunehmen. Daher sieht man öfters junge Leute mit Brillen auf der Nase auf der Straße gehen, damit man glauben soll, sie hätten sich durch allzuvieles Studiren das Gesicht verderbt, und besitzen weit mehr Ernsthaftigkeit und Einsichten als ihre Nachbarn. Dieser Unterschied in den Sitten kommt hauptsächlich von der verschiedenen Erziehung her.

In Frankreich ist es gewöhnlich, daß man die Kinder in die Gesellschaft bringt, und von ihrer Kindheit an, eine gewisse Dreistigkeit und ein Zutrauen zu sich selbst an ihnen hochschätzet: nicht zu gedenken, daß sich die Franzosen überhaupt mehr als eine Nation in der Welt, auf die Leibesübungen legen; weswegen man in Frankreich selten einen jungen Menschen von Stande sieht, der nicht eine ziemliche Vollkommenheit im Fechten, Reiten und Tanzen besitzt. Diese Bewegungen geben ihnen nicht nur ein freyes und ungezwungenes Wesen, sondern sie haben auch eine mechanische Wirkung auf das Gemüth, indem sie die Lebensgeister beständig munter und in Bewegung erhalten. Was aber am meisten zu diesem flüchtigen und aufgeweckten Wesen der Franzosen beyträgt, ist der freye Umgang, der ihnen mit ihrem Frauenzimmer verstattet wird, welches ihnen nicht nur eine gewisse Lebhaftigkeit des Geistes zuwege bringt, sondern auch verursacht, daß sie sich um eine solche Aufführung bestreben, welche dem Schönen Geschlecht am allerangenehmsten ist. Die Italiäner hingegen, denen es an Gelegenheit fehlt, ihre Aufwartung auf eine solche Art zu machen, bemühen sich bloß, sich bey denjenigen, mit welchen sie umgehen, durch ihr

ernst-

ernsthaftes Wesen und durch ihre Weisheit beliebt zu machen. Daher kommt es, daß in Spanien, wo die Freyheiten dieser Art noch seltner verstattet werden, ein noch ernsthafteres und gesetzteres Wesen in den Sitten der Einwohner herrscht.„ — Man wird leicht wahrnehmen, daß die Ursachen, die Addison hier von der Verschiedenheit des Itaniänischen und Französischen Charakters angiebt, sich am Ende in die zwo Hauptursachen, das Klima und die Regierungsform, auflösen. Die Neigung zu den Leibes = Uebungen, der Hang zum Umgange mit dem Frauenzimmer, setzen gewisse Bedürfnisse voraus, die in der physischen Constitution des Körpers liegen; und diese rührt von dem Klima her. Die Gefälligkeit gegen das Frauenzimmer, und die Bereitwilligkeit, sich von ihm bilden zu lassen, setzt eine gewisse Biegsamkeit, ich hätte fast gesagt, eine Weichheit im Charakter voraus, die vorzüglich in dem Klima, und dann auch in der Monarchischen Regierungsform gegründet ist. Addison sagt, das Klima in Frankreich sey nicht viel von dem in Italien unterschieden. Allein im Ganzen genommen ist der Unterschied doch merklich: und fühlen wir nicht oft, daß, wenn zu einer gewissen Temperatur der Luft ein geringer

Grad von Hitze hinzukommt, die Leichtigkeit unserer körperlichen Disposition in Erschlaffung übergeht? — Hernach muß auch auf die übrige Beschaffenheit der Luft und des Bodens Rücksicht genommen werden. Wie verschieden von Frankreich ist hierin das an schweflichten Ausdünstungen so fruchtbare Italien! Alle diese Ursachen müßen in der physischen Constitution der Italiäner und Franzosen eine Verschiedenheit bewirken, die auch in ihren Weinen auffallend ist. — Was aber das Zurückhaltende im Umgang anbelangt, so ist solches ohne Zweifel eine Folge von der Regierungsform; denn wo Pfaffen und Inquisition herrschen, da muß man sich gewöhnen, in seinen Reden vorsichtig zu seyn. Ist dieses nicht offenbar die Ursache, daß die Italiäner, die sich in der Mathematik und Naturlehre so sehr hervorgethan, in der Religionswissenschaft, in der Sittenlehre, ja selbst in der speculativen Philosophie noch so weit zurücke sind?

(37) Ich habe bereits (Nr. 28) wahrscheinlich gemacht, daß das Französische in dem mittlern Zeitalter in Europa, wenigstens unter den höhern Classen, ausgebreiteter war, als irgend eine andere lebende Sprache; (wohl verstanden, daß das Lateinische

nische die ausgebreitetste unter allen war.) Ich füge den obigen Stellen noch folgende aus dem Benevenutus de Imola bey, der in der andern Hälfte des 14ten Jahrhunderts lebte. „Unde miror et indignor, (sagt er in seinem Commentar über den Dante,) quando video Italicos et *præcipue Nobiles*, qui conantur imitari vestigia eorum (Gallorum), et discunt linguam Gallicam, asserentes quod nulla est pulcrior lingua Gallica„. Nun bekam zwar im Anfang der Communicationsperiode, wie ich ferner wahrscheinlich gemacht habe, das Italiänische und Spanische den Vorzug; jedoch mußte, meinen Grundsätzen zu Folge, das Französische zu gleicher Zeit einen merklichen Grad von Ausbreitung haben. Ob es gleich damals noch nicht so weit ausgebildet war, wie jene zwey Sprachen, so gab es doch schon damals Französische Dichter und Geschichtschreiber, die sich lesen ließen. Wenn Frankreich in der wissenschaftlichen Cultur gegen Italien noch zurücke war, so war es ohne Zweifel in der gesellschaftlichen allen Nationen überlegen. Spanien war die herrschende Macht: aber Frankreich war die nächste nach ihm, und machte ihm schon unter Franz dem Isten seine Ueberlegenheit streitig. Und dann war Frankreich schon damals

das

das große, bevölkerte, in der Mitte der communicirenden Länder gelegene Reich, dessen Wohlstand und Macht sichtbarlich zunahm. Lauter wichtige Umstände für die Ausbreitung seiner Sprache. Die Communication mit Italien konnte nicht viel größer seyn als die mit Frankreich. Die Universität zu Paris war so berühmt, als irgend eine Italiänische. Von jeher waren Deutsche und andere Fürsten in Französische Kriegsdienste gegangen; bey der Schlacht bey Crecy waren ihrer mehrere: aber im 16ten Jahrh. reiseten viele nach Frankreich, bloß um sich zu bilden, und Französisch zu lernen (S. Leodius S. 34. welcher Schriftsteller von der Politesse Franz des Isten, an dessen Hof er gewesen war, mit einer Art von Entzücken redet.) — Frankreich vereinigte also schon im 16ten Jahrh. verschiedene Vortheile zu Gunsten seiner Sprache. Daher wir schon in dieser Periode von vielen Fürsten und Großen, ja selbst von manchem Gelehrten lesen: er konnte Lateinisch, Italiänisch, Spanisch und Französisch. Auch soll Carl der Vte das Französische eine Staatssprache geheissen haben. (*Perroniana.*)

(38) Wir haben bereits bemerkt, daß das Französische schon bey dem **Westphälischen Frieden** anfing, die Sprache der Negociationen zu werden; aber damals war man noch weit entfernt, zwischen dem Kayser und dem König von Frankreich, oder gar zwischen Deutschen Mächten, die Friedens-Instrumente Französisch zu concipiren, oder sie gar Französisch auszufertigen und zu übergeben. Der Rißwicker Friede im J. 1697 wurde, so viel ich weiß, zwischen dem Reich und dem König von Frankreich zuerst Französisch concipirt, aber Lateinisch ausgefertiget; doch nahm der Kayser die Ratification Frankreichs in Französischer Sprache an. Der Rastädter Frieden im J. 1714 wurde von dem Prinzen Eugen und dem Herzog v. Villars Französisch geschlossen: doch wurde zu Gunsten der Lateinischen Sprache ein besonderer Artikel beygefügt. Der Badensche Frieden 1714, wie auch die Quadrupel-Allianz zu London 1718 waren wiederum Lateinisch abgefaßt. Die Friedens-Präliminarien zu Wien 1735 waren Französisch, und die Convention 1736 gleichfalls Französisch. Auch hier wurde ausdrücklich erinnert, daß dieser Vorgang der Lateinischen Sprache nicht präjudicirlich seyn sollte. Das Achner Friedens-Instrument

1748 war Französisch, jedoch wieder mit beygefügter Präcaution. Bey dem Hubertsburger Frieden wurde gleichfalls bloß die Französische Sprache gebraucht, welches desto merkwürdiger ist, da die Mächte lauter Deutsche Fürsten waren: doch wollte der Kayser diesen Friedensschluß dem Reich nicht ohne beygefügte Deutsche Uebersetzung mittheilen (S. von diesem allen *Linguæ Gall. Jus publ. Germ. Dissert. à G. D. Hoffmann.*) Der Teschner Frieden ward gleichfalls Französisch abgefaßt. — Man wird in dieser und der vorhergehenden kurzen Geschichte den allmähligen Sieg der Französischen Sprache über die Lateinische bemerken. Bey dem Hubertsburger und Teschner Friedensschluß lag zugleich die Deutsche Sprache unter, und mußte auf ihrem eigenen Grund und Boden die fremde Sprache, durch Begünstigung des Besiegers der Franzosen, über sich triumphiren sehen. Ob andere Deutsche Fürsten, insonderheit Joseph, der Französischen Sprache diesen Vorzug jemals wieder einräumen werden, ist sehr zweifelhaft. Möchten sie doch unter sich und mit Frankreich gar keine Friedens = Instrumente mehr nöthig haben!

(39) Was wir von der Französischen Politesse bemerkt haben, daß sie nämlich älter ist als die Regierung Ludwigs des XIVten, gilt auch von dem guten Geschmack der Französischen Kleidertracht. Schon Shakespear läßt eine Person in seinem Hamlet sagen: „in Frankreich pflegen Leute von Stand und Ansehen sich gleich dadurch anzukündigen, daß sie sich mit Geschmack und Anstand kleiden„. Daß wir Deutschen aber schon im 11ten Jahrhundert die Französischen Moden nachahmten, davon findet sich ein Beweis in des Fürst Abbt Gerberts *Historia Silvæ Nigræ* L. VI. p. 343. Die Stelle ist aus einem, in der Wiener Bibliothek bloß im Mspt. befindlichen Brief eines Abbtes zu Görz, der in der Mitte des 11ten Jahrhunderts lebte. „Unum tamen est, (schreibt der Abbt an den Papst,) quod nos plurimum angit et silentii omnino impatientes facit, videlicet quod honestas regni, quæ temporibus priorum Imperatorum *veste* et *habitu*, nec non in armis et equitatione decentissime viguerat, nostris diebus postponitur, et *ignominiosa francicarum ineptiarum consuetudo* introducitur: scilicet in tonsione barbarum, in turpissima et pudicis obtutibus execranda *decurtatione* ac deformitate *vestium*, *multisque*

aliis

aliis novitatibus, quas enumerare longum eſt, quasque temporibus Ottonum ac Henricorum introducere, nulli fuit licitum; ac nunc plurimi *patrios* et *honeſtos mores* parvi pendunt, et exterorum hominum veſtes ſimulque mox perverſitates appetunt, ac per omnia his etiam ſimiles eſſe cupiunt, quos hoſtes et inſidiatores ſuos eſſe ſciunt: et quod magis dolendum eſt, hi tales non modo non corriguntur, verum etiam apud *Regem* et quosdam *alios principes* familiariores habentur, ampliorique mercede eo quisque donatur, quo in talibus næniis promtior eſſe videtur. Hoc vero alii videntes, eorum ſimiles fieri non verecundantur, et quia eos impune ferre ſimul et munerari conſiderant, majores novitatum inſanias excogitare feſtinant. Pro his ac talibus, o beate Pater, ideo quam maxime dolebimus, quia cum exterioribus permutationibus ſimul et *mores* mutari, et in regno aliàs *honeſtiori* cædes, rapinas, perjuria, traditiones, et varias deceptiones paullatim accreſcere videmus; et hæc majorum malorum præcurrentia indicia eſſe timemus„ &c. Der gute Abbt hatte gewiß nicht ganz Unrecht; denn wenn irgend etwas den Deutſchen Charakter in meinen Augen ſchändet, ſo

iſt

ist es die Sucht, eine jede Französische Mode nachzuahmen, bloß weil sie aus Frankreich kommt. Sollte es denn nicht möglich seyn, daß in Berlin oder Dreßden ein Schneider oder eine Modehändlerin aufstünden, die erfinderisch genug wären, Deutsche Moden auszusinnen, wenn wir ja Moden haben müßen?

(40) Der Bischoff Ulstan ward im J. 1095 für unfähig erklärt, ein Mitglied des Staatsrathes zu seyn, *quasi homo idiota*, (heißt es) *qui linguam Gallicanam non noverat.* Froissard sagt (1395) von Richard dem IIten, dem er seinen Roman zuschickte: *car moult bien parloit et lisoit françois.* Obschon der gerichtliche Gebrauch des Französischen unter Eduard dem IIIten abgeschafft worden, so muß er doch noch hie und da fortgedauert haben; denn in der Parlaments-Acte vom J. 1731 wird bey gerichtlichen Verhandlungen und öffentlichen Urkunden nicht nur das Lateinische, sondern auch das Französische abgeschafft. Die Rechtsgelehrte mußten daher, kraft ihrer Profession, das Französische lernen. — Daß Jacob der VIte (König von Schottland) im Jahr 1595 an einen Grafen von Hohenloh Französisch schrieb, (S. Hanselm. Di-

plom. Beweis, Beylage 233,) verdient von diesem Lateinisch-gelehrten König bemerkt zu werden. Wenn Elisabeth, wie wir (Nr. 22) gesehen, mit dem Französischen Gesandten Lateinisch redete, so geschah es gewiß nicht aus Mangel an Kenntniß der Französischen Sprache. Dieß erhellt besonders auf folgender bisher unbekannten Anekdote. In der Mitte des 16ten Jahrh. schickte der Herzog Christoph von Wirtemberg einen Gesandten, Namens Asverus Allinga, an die Königin Elisabeth, um sie zu einer Heurath mit dem Erzherzog Carl von Oesterreich, Maximilian des IIten Bruder, zu bewegen, wovon sich der Herzog große Vortheile für die Protestantische Religion versprach. Der Gesandte redete die Königin Lateinisch an, und sie antwortete ihm anfangs in eben dieser Sprache. Weil sie aber vermuthlich nicht fertig genug darin war, fragte sie ihn, ob er nicht Französisch spräche; und da er es bejahte, setzte sie die Unterredung in dieser Sprache mit ihm fort. Aus diesen und andern Gründen ist es sehr wahrscheinlich, daß das Französische zu allen Zeiten in England gemeiner war, als das Italiänische und Spanische. †

(41) Als ich meine Abhandlung an die Königliche Akademie der Wissenschaften schickte, (es geschah vor dem October 1783;) konnte mir die Montgolfierische Erfindung noch nicht bekannt seyn. So viel Ehre diese Erfindung den Franzosen macht, so halte ich doch nicht dafür, daß ich mein obiges Urtheil von der Ueberlegenheit der Deutschen in der Erfindungs-Fähigkeit, deswegen zurücknehmen müße. — Der Deutsche Merkur scheint anders zu denken. Nachdem er in seiner Aeropetomanie gegen die Franzosen etwas ungerecht gewesen war, so wird er es in seinen Aeronauten gegen seine eigene Nation, wenn er (Jänner, 1784. S. 73. 74.) sich folgendermaßen ausdrückt: „Da dieser Erfolg (daß nämlich H. Charles sich über 1500 Klafter hoch in die Luft erhob,) nicht das Werk eines geglückten Zufalls, sondern scharfsinnig-beobachteter, combinirter, und genau berechneter Naturwirkungen war; so kann man wohl ohne Vergrößerung behaupten, daß der menschliche Verstand seit Jahrtausenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieser Erfindung nicht verdunkelt würde.„ Ohne mich dabey aufzuhalten, daß hier die Operation des H. Charles, (wodurch dieser allerdings den nächsten Platz nach dem Er-

finder verdient,) mit der Erfindung selbst, die in ihrem Ursprung gewiß nicht bloß das Werk des Scharfsinns und des Calculs, sondern zum Theil des Zufalls war, vermengt wird; bemerke ich nur, daß es eine übertriebene Behauptung ist, daß alle seit Jahrtausenden gemachte Erfindungen von dieser verdunkelt werden. In der That die Erfindung der Herren Montgolfier und Charles ist, wenigstens gegenwärtig, noch nicht vom Range der eigentlich großen Erfindungen. Wir heißen keine Erfindung groß, sie bringe dann in einer gewißen Ordnung der menschlichen Dinge eine Revolution hervor. Warum ist die Erfindung des Pulvers und des Schießgewehrs eine große Erfindung? darum, weil die ganze Art, Krieg zu führen, (eine unselige, aber wichtige Beschäftigung der Menschen!) dadurch verändert worden ist. Eben so ist die Buchdruckerkunst eine große Erfindung, weil sie einen unendlich-stärkern Umlauf von Einsichten, als vorher möglich war, verursacht, und dadurch den wichtigsten Einfluß auf die menschliche Aufklärung gehabt hat. — Ich glaube also nicht mit dem Merkur, (dessen Flug von der Erde zum Himmel, und vom Himmel zur Erde übrigens niemand mehr bewundern kann als ich;)

daß

daß die Erfindung der Aerostatischen Maschine die Erfindungen des Schießpulvers und der Buchdruckerkunst verdunkle; ich glaube nicht einmal, daß sie mit denselben in Eine Classe darf gesetzt werden. Was hat dann diese Erfindung bisher geleistet? was für Veränderungen hat sie hervorgebracht? Reisen wir anders zu Land und zu Wasser als wir bisher gereiset sind? und werden wir jemals vermittelst der Aerostatischen Maschinen sicherer und wohlfeiler reisen? — Ein Französischer Schriftsteller (Faujas de St. Fond) sagt, daß wenn man in dem siebenjährigen Krieg Luftschiffe gehabt hätte, die Franzosen nie in die schröckliche Falle bey Roßbach würden gelockt worden seyn, weil man die weisen Anstalten des Feindes hätte sehen können. Allein würde es wohl den Hannibal, dessen Spionen Scipio in seinem ganzen Lager herumführen ließ, viel geholfen haben, wenn er vor der Schlacht bey Zama das Römische Kriegsheer aus einer Aerostatischen Maschine besichtiget hätte? — Wenn nach dem Merkur die scharfsinnige Combinirung und Berechnung der Naturwirkungen ein Merkmal von der Größe der Erfindung wäre, so müßten die Memoires der Königlichen Akademien zu Paris, zu Berlin und zu Göttingen

 voll

voll von großen Erfindungen seyn. — Man sieht hieraus, wie sorgfältig die Größe des Erfinders von der Größe der Erfindung muß unterschieden werden. Ob die Herren Montgolfier und Charles auch alle Erfinder, die es seit Jahrtausenden gab, oder auch nur die seit drey Jahrhunderten; die Galiläi, die Copernicke, die Keppler, die Leibnitze verdunkeln? Ich glaubte, meine Leser zu beleydigen, wenn ich auf diese Frage antwortete. — Kurz, die Erfindung der Aerostatischen Maschine ist bisher nichts als eine schöne, glänzende Erfindung: man kann nicht daran gedenken, ohne ein Bestreben zu fühlen, sich mit den kühnen Luftschiffern zu erheben. Das macht sie ästhetisch-groß. — Um einzusehen, daß der Verstand hier nicht ganz ohne Bestechung von Seiten der Imagination urtheilt, so setze man, (was man wirklich vorgegeben hat,) man erfinde die Kunst, bequem unter dem Wasser zu gehen, und z. B. auf dem Grund des Meeres von Calais nach Douvres zu reisen; würde diese Erfindung, (die wegen der zu hoffenden, ungemein wichtigen Entdeckungen in dem Grunde des Meers, gewiß der Montgolfierischen nicht viel nachstünde,) so viel Aufsehen machen? Aber freylich müßte in diesem Fall die Imagination

gination mit den Tauchern jedesmal hinabsteigen. Schon lange heißt suspicere bewundern. — Uebrigens kann niemand mehr wünschen, als ich, daß diese Erfindung zu einer wahrhaftig-großen und nützlichen Erfindung, es sey nun von einem Franzosen oder von sonst einem Weltbürger, erhoben werde. †

X XII.89
XII.90

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schwab, Johann Christoph,

Von den Ursachen der Allgemeinheit der Französischen Sprache und wahrscheinlichen Dauer ihrer Herrschaft

Tübingen 1785

L.lat.f. 262 c
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10587638-6
VD18 11367938